

Patrick Armbruster

ABEND STREIFEN

kurzgeschichten

*rdt*verlag¹⁹⁹⁷

1

5

Platzhalter für Druckerei-Werbung

10

15

20

25

30

„Abendstreifen“ Version 2.2/180697, Fertigstellung 11. Juli 1997.

©1997 R.D.T.-Verlag & Patrick Armbruster.

35

Folgende Regeln gelten für das Kopieren der einzelnen Geschichten (es ist *nicht* erlaubt, das ganze Buch zu kopieren):

40

1. Auf jeder Seite einer Kopie einer Geschichte muss der Name des Autors sowie diese Copyright-Information enthalten sein. 2. Die Kopie darf weder gegen Geld noch Ware verkauft werden. 3. Der R.D.T.-Verlag muss bei einer Veröffentlichung einer Geschichte um Erlaubnis gebeten werden. Preis nach Vereinbarung. 4. Online-Veröffentlichungen im Internet oder Online-Diensten sind nicht notwendig, da bei der R.D.T.-VerlagSite (www.story.ch) die Geschichten online abrufbar und/oder als Adobe® Acrobat™ PDF-File herunterzuladen sind. 5. Fairness ist fair.

45

Diese Auflage dieser Ausgabe beträgt 50 Stück, die PDF-Version, die online erhältlich ist, unterscheidet sich dadurch von der gedruckten (gekauften) Version, dass dieser Text den Hinweis auf die gedruckte Auflage nicht enthält, und dass eine Geschichte fehlt.

2

Inhaltsverzeichnis

		1
Vorwort	5	
Der Schriftsteller	6	
Augen in der Nacht	7	5
Nochmals Augen in der Nacht	9	
Icicles & Candycanes	10	
Fortgehen	13	
Wild	14	10
Aus dem Nebel	16	
Bund der Ewigkeit	17	
Gestrandet	19	
Virtuell I – Conny	20	
Das Aquarium	21	15
Gekreuzigt	22	
Der Baum auf dem Hügel	24	
Das Werk eines Tages	26	
Zauberzeit	27	
Totenklang	29	
Virtuell III – Karma	30	20
Der Brief	32	
Der letzte Romantiker	34	
Mitten in der Wüste	37	
Die Kunst des Herbert Mandolf	40	
Zu spät	43	25
Das Haus am Ende des Dorfes	45	
Die Frau aus meinen Träumen	50	
Die Blume am Wegesrand	54	
Das Tagebuch des Raymond Varrey	56	
Die Welt ist, wie sie ist	59	
Purvents Bild der Welt	60	30
Henry Plakat	62	
Valence Monë	63	
Das Mondmädchen	66	
Dass sie ihn verstanden hatte	68	
Der Initialimpuls	69	35
Die Geschichte™ des Marc Treyd™	71	
Die glückliche Familie Mustar	72	
Ein neuer Tag	74	
Frank	76	
Melena	78	
Missverständnis	82	40
Nathan	83	
Zeitweichen	85	
Nachwort	87	
Hilfsmittel	88	
		45

*rdt*verlag

3



1

5

10

15

20

25

30

35

40

45

4

rdt verlag



Vorwort

1

(1. Januar 1997)

5

Willkommen zu meinem neuen Kurzgeschichtenbüchlein ‚Abendstreifen‘. Was ich hier schreiben soll, will sich nicht recht einstellen. Ich weiss nicht, was sich über das Büchlein sagen lässt, ausser, dass es ein Wirrspiel an Geschichten aus verschiedenen Jahreszeiten ist. Schon vor einem Jahr wollte ich das Büchlein veröffentlichen, und seither sind doch noch einige Geschichten dazugekommen, und andere mussten diesen weichen. Ich hoffe nun die richtige Mischung getroffen zu haben.

15

Es ist immer schwierig, auf die Frage zu antworten, wovon meine Geschichten handeln... ‚Sind es eher realistische oder mehr Fantasygeschichten? Oder gar Science Fiction?‘ (Wobei natürlich Fantasy- und SF-Geschichten meist gleich als minderwertig betrachtet werden...) Für mich sind es einfach Geschichten, die mich interessieren. Es sind Geschichten über Gefühle, die ich jemandem erzählen wollte, aber nicht recht wusste, wie... Also musste ich eine Geschichte erzählen, in der das Gefühl vorkommt. Andere Geschichten jedoch basieren auf einem kleinen Witz, einer Formulierung, die mir witzig vorkam, oder die mich auch erschreckte. Auf jeden Fall interessierte. Ob ich das dann in eine Liebesgeschichte, eine Fantasy-, Horror- oder SF-Geschichte umwandle, ist mir eigentlich egal!

20

25

Manchmal jedoch setze ich mich natürlich auch an den Computer, um eine ganz bestimmte Geschichte zu schreiben, ohne zu wissen, was das Thema sein soll. Dann fange ich zum Beispiel mit einer typisch Lovecraftschen Szene an, um eine Horrorgeschichte zu schreiben. Oder ich beschreibe ein technisches Gerät, um in eine SF-Geschichte hineinzurutschen.

30

Und da das alles *ich* geschrieben habe, sind wohl auch alles ziemlich realistische Geschichten zu nennen. Denn noch immer habe ich das Gefühl, *real* zu sein. Nur die Welt wird immer irrealer. Je älter ich werde, solange ich noch jung bin, scheint es mir, dass die noch öfteren Menschen sowohl an Phantasie, als auch an Freude und Sicherheit verlieren. Sie fangen an, Bilder aus der Vergangenheit zu sammeln, in weiser Voraussicht auf das Ende ihres Lebens. Sie versichern sich gegen alles und jedes, ohne an Sicherheitsgefühl zu gewinnen. Mir scheint, das läuft falsch. Erinnern Sie mich bitte daran, eine Geschichte mit dem Titel ‚Die Risikofreudigkeit, alt zu werden‘ zu schreiben.

35

Doch nun sei dieses Vorwort zu Ende.

40

Wir sprechen uns im Nachwort noch einmal.

45

*rdt*verlag

5

1

Der Schriftsteller

(5. Dezember 1994)

5

10 Es gab einmal einen Schriftsteller, der gehört hatte, dass in jeder Geschichte ein
Körnchen Wahrheit steckt. Er sagte sich eines Tages, nachdem er drei grosse Ro-
mane geschrieben hatte, dass er viel effizienter arbeiten könnte, würde er Kurzge-
schichten schreiben. Schliesslich steckte ja in jeder Geschichte - ob kurz oder lang -
15 nur ein Körnchen Wahrheit. Würde er nun in seinem schöpferischen Leben zwanzig
Romane schreiben, so hätte er am Schluss nur zwanzig Körnchen der allumfas-
senden Wahrheit gefunden. Schriebe er aber Kurzgeschichten, so käme er um eini-
ges weiter. Und tatsächlich:

Am Ende seines Lebens hatte er weit über hundert Körnchen Wahrheit zusam-
mengetragen. Er verschied mit einem Lächeln auf den Lippen.

20

25

30

35

40

45

6

rdt verlag

Augen in der Nacht 1

(22. Juli 1994) 5

Ich sass in meinem Sessel und blickte über die Stadt. Der Sessel befand sich auf dem Dach eines Wohnblockes unter einer plexigläsernen Kuppel, die meinen Lebensbereich vom Draussen abschirmte. 10

Ich fixierte die Lichter der Stadt. Da eine Leuchtreklame, dort eine lange Reihe Autos, und in den Häusern vereinzelt Licht, weil ein paar Menschen nicht schlafen konnten. 15

Es war drei Uhr nachts. Der Himmel war schwarz, die Abwesenheit von Licht. Ich konnte nur die Stadt sehen, und auch dort nur die beleuchteten Dinge. Ich sah am Himmel nicht die Wolken, die den Mond verdunkelten, ich sah nicht den Smog, der kein Sternenlicht durchdringen liess, ich sah nicht die Milchstrasse, wie sie sich über den ganzen Himmel hinzog, ich sah nur Schwärze. Schwärze und das künstliche Licht der Stadt. Kein Ton drang durch die Kuppel, in der ich sass. Auch ich sass im Dunkeln, damit ich beobachten konnte. 20

Wahrscheinlich war ich der letzte Mensch auf dieser Erde, der noch eine andere Nacht kannte. Anderes Licht in der Nacht. Andere Geräusche, und vor allem andere Gerüche. Nicht die toxischen Schwaden, die jetzt durch die Atmosphäre trieben, sondern Düfte! 25

Ich erinnerte mich genau an eine Nacht, die ich in meinem ganzen Leben keinen Augenblick vergass...

Es war ein warmer Sommerabend im Juli gewesen. Wir hatten den Unabhängigkeitstag gefeiert und hatten an einem langen Festtisch gegessen und gegessen. Wir hatten gelacht und Feuerwerk in den Himmel steigen lassen. Dann hatte mich plötzlich der Blick eines Mädchens gefangen. Ihre Augen liessen die meinen nicht los, und meine die ihren auch nicht. Schliesslich standen wir beide zur gleichen Zeit auf, als hätten wir uns abgesprochen. Wir trafen uns am einen Ende des Tisches und hielten uns an der Hand. Dann gingen wir in die Nacht hinaus. 30

Wir folgten zuerst dem Weg, der vom Haus weg zu den Feldern führte. Dann bogen wir, ohne miteinander zu sprechen, auf die Wiese mit dem hohen Gras ab. Unser Weg stieg leicht an, und als wir die kleine Anhöhe bewältigt hatten, blieben wir stehen und sahen einander in die Augen. Es war nicht ganz dunkel, die Lichter der feiernden Leute, Freudenfeuer und das Licht des Mondes erhellten unsere Gesichter. Lichtreflexe flackerten in ihren Augen. Ich versank immer tiefer in ihrem Blick und schliesslich legten wir uns nebeneinander ins hohe Gras. Es war feucht und kühl, aber ihre Augen wärmten mich. Ich spürte die Wärme ihrer Hand, ihrer Augen und ihres Herzens. 40

45

*rdt*verlag

7

1 *Nach einer Weile kuschelte sie sich an mich, und wir schauten in den Himmel. Wir*
sahen den Mond, die Sterne und die Milchstrasse. Wie Millionen kleiner Augen schie-
5 *nen die Sterne uns zuzuwinkern. Der Mond schaute uns auffordernd an. Wir sahen*
einander wieder in die Augen und unter dem Schutz des hohen, feuchten Grasses, des
friedlichen Mondes und der übermütigen Sterne liebten wir uns schliesslich.

10 Ich öffnete die Augen und blickte wieder auf die Stadt. Die Leuchtreklamen, die
Autos und die wachen Menschen. Ein tiefes, schwarzes Loch bildete sich in mei-
nem Bauch, als ich in den giftigen Himmel hinaufblickte. Ich wünschte mir die Zeit
zurück. Ich wünschte mir die Sterne zurück - und den Mond als treuen Begleiter
des Menschen.

15 Dies war nicht meine Welt. Ich wollte sie nicht - sie wollte mich nicht. Ich öffnete
die Tür auf die Veranda, und der Lärm der Stadt brach über mich herein wie eine
Woge übelriechenden Wassers. Ich lehnte mich ans Geländer und blickte über die
Stadt. Dies ist nicht meine Welt. Als mein Blick über die Häuser meiner Umgebung
streifte, blieb er auf dem Kuppeldach des Nachbarwohnblockes, wo auf der Veran-
20 da der Plexiglaskuppel eine Frau stand, hängen. Ihr Blick hielt mich gefangen. Es
war nicht ganz dunkel. Das Licht der Leuchtreklamen, der Autos und der Wohnun-
gen beleuchteten unsere Gesichter. Lichtreflexe flackerten in ihren Augen. Ich ver-
sank immer tiefer in ihrem Blick und ich sah in ihren Augen die Erinnerung an
eine Zeit, in der die Sterne noch lustig am Himmel tanzten und in der der Mond ein
25 treuer Begleiter des Menschen war. Ich liebte diese Frau in diesem Moment für die
Erinnerung, die uns verband. In einer kalten Welt voll kalter Menschen gab es sie,
die gleich mir vergeblich in den Himmel starrend auf der Veranda stand. Und ich
erkannte, dass unsere Liebe nur diesen kurzen Moment Bestand haben sollte. Wir
lehnten uns vor und machten aus dem Moment die Ewigkeit.

30

35

40

45

Nochmals Augen in der Nacht

1

(14. April 1995)

5

Er lag auf der Strasse und schien einfach nicht sterben zu können. Seine Augen waren weit geöffnet, und der Schmerz war ihm ins Gesicht gezeichnet. Wie eingeebrannt. Die verzerrten Züge.

Dies war nicht die Ewigkeit, die er sich selbst versprochen hatte. Und *sie* war nicht bei ihm. Es war überhaupt nichts so, wie er es sich vorgestellt hatte. Er hatte plötzlich wieder Angst vor dem Tod. Er sah, wie ein Krankenwagen kam, und sich um *sie* kümmerte. Aber *er* wollte auch leben! Er wollte leben! Er hätte alles gegeben, was er noch besass, um sein Leben zurückzubekommen. Er gestand sich einen Fehler ein.

Doch seine Gefühle änderten sich abrupt, als er sah, dass der Leichenwagen kam. *Sie* wurde eingeladen. Dann kamen Männer in weissen Anzügen zu ihm. Aber jetzt wollte er auch nicht mehr leben. Er wollte sterben, wie *sie*! Er fing zu weinen an, weil er nicht mehr wusste, was er eigentlich wollte. Und er überliess es den Ärzten, ob er überleben würde. Er selbst konnte keinen Einfluss mehr darauf nehmen. Er hatte versagt.

Er sass in seinem Rollstuhl und blickte über die Stadt. Er befand sich auf dem Dach des Wohnblockes unter der plexigläsernen Kuppel, die seinen Lebensbereich vor dem Draussen abschirmte. Nicht aber vor dem Schmerz. Nicht vor dem Anblick der toten Welt. Nicht vor dem Anblick der toxischen Schwaden, die noch immer den Himmel abschirmten.

Er wollte die Nacht sehen. Nur einmal noch. Wollte die Sterne, den Mond und die Augen in der Nacht sehen. Er wollte *sie* sehen.

Doch er konnte nicht mehr über das Geländer springen. Er war gelähmt. Ein Computer sorgte dafür, dass er sich nicht verletzte. Fütterte ihn. Beschützte ihn vor dem Tod. Er fühlte, wie sich seine Gedanken im Kreise drehten. Wie ihn die Anwesenheit des Computers nervös machte. Er steigerte sich innerlich immer höher hinauf, weg, weg, weg... Bis etwas in ihm die unsichtbare Mauer überstieg, die ihn vor dem Wahnsinn geschützt hatte. Achtzig Jahre lang. Achtzig lange Jahre. Jetzt war er über sie hinweg. Und er sah Sterne. Abermillionen kleiner Punkte, die leuchteten, als wären sie auf eine schwarze, samtene Pinwand gedrückt worden. Und er sah den Mond, den stillen Begleiter durch all die Jahre, in denen er nichts hatte sehen können. Der Mond war immer da gewesen.

Und er sah die Augen in der Nacht. Wie damals leuchteten sie, von Lichtreflexen aufgehellt. Er lächelte und stürzte in ihre dunklen, warmen Augen in der ewigen Nacht. Für immer und ewig.

45

rdt verlag

9

1 **Icicles & Candycanes**
5 **(2. März 1995)**

10 Das Lied „Icicles and Candycanes“ stammt von meinem Freund Martin Kunz.

15 *Und jetzt sitze ich auf einer Bank am Waldrand. Es ist kalt, denn es ist Nacht. Auch wenn es Sommer ist, um drei Uhr morgens ist es immer kalt. Die Sterne leuchten am Himmel. Und für jeden habe ich ein Icicle und ein Candycane. Jeder Stern eine intensive Erinnerung.*

20 Die Sonne sandte ihre heissen Strahlen auf den Sand des Strand herab, wo sich Fussspuren in der Ferne verloren. Wir standen auf der geteerten Strasse, die durch das Städtchen zum Strand führte und hielten uns fest. Mein Blick war auf das Meer gerichtet, und nur dann und wann blickte ich kurz in die Augen meiner Freundin, welche die Stille, den Geruch des Meeres und den kühlen Wind und mich schweigend genoss.

25 Ich drückte sie ein wenig fester an mich und zog sie mit in den Sand hinaus. Es war mühsam, durch den Sand zu waten, aber wir machten den Weg nicht, um irgendwo anzukommen, sondern um weiter alle Eindrücke, die sich in unseren Gefühlen spiegelten, tief in uns aufzunehmen.

30 Irgendwo lachten Kinder. Träge lagen einige Badegäste auf ihren Tüchern, um sich das Wasser von den Körpern zu brennen. Der leichte Sommerrock meiner Freundin flatterte im Wind. Er strich um meine Beine. Ich blieb stehen und hielt meine Freundin wieder fest. Wir umarmten und küssten uns. Wir liessen uns in den Sand fallen und ihre Hände strichen durch meine Haare, während unsere Zungen sich geschützt begegneten.

35 Ich stand da und konnte nichts tun. Ich konnte nicht sprechen, mich nicht rühren. Ich zitterte und krallte mich in ihrem Pullover fest. Ich presste sie an mich. Ich wusste gleich, was es war, das mich dies tun liess. Es war ein Gefühl. Eines jener Gefühle, deren man sich auch nach Jahren noch gleich intensiv erinnert.

40 Es war die Wärme. Eine sehr intensive, geistige Wärme. Und ich spürte fast körperlichen Schmerz, als mir bewusst wurde, dass ich wie gelähmt war. Ich wollte ihr sagen, dass ich sie liebte, wollte ihr sagen, welche Wärme ich empfand. Der Schmerz steigerte sich zur Agonie, und ich fühlte, dass ich das Bewusstsein verlieren würde, würde er weiter ansteigen. Er stieg weiter. Das Bewusstsein verlor ich nicht. Aber etwas in mir zerbrach, ein Band aus Stein um eine golden glühende Flüssigkeit, die
45 plötzlich durch meine Adern floss. Und die Wärme stieg.

Eine Träne auf meiner Wange, die sie mit dem Zeigefinger auffing. Worte, von
meinen Lippen geformt. 1

Ein Lächeln auf ihrem Gesicht. Der Schmerz war weg. Der Stein gebrochen. Das
Gold in mir, in ihr und uns. 5

Ich hatte den ganzen Tag zu tun gehabt. Als Leiter einer Jugendgruppe musste ich
mithelfen, einen Werbetag zu inszenieren, an dem alle einmal die Tätigkeiten un-
serer Jugendgruppe beobachten konnten. Es waren viele Leute gekommen. Ich war
müde von der Arbeit, aber ich war auch froh, dass alles ohne Probleme über die
Bühne gegangen war. 10

Gerade als wir am Aufräumen waren, kam meine beste Freundin zu mir. Sie hatte
mir versprochen, dass sie noch kommen würde, und jetzt war sie da. Sie hatte Trä-
nen in den Augen. Ich kannte den Grund nicht. 15

Es waren Sommerferien, und wir hatten eine sehr schöne Zeit miteinander ver-
bracht. Wir waren oft im Schwimmbad gewesen, hatten zusammen Eis gegessen,
waren ins Open-Air-Kino gegangen, wo man den Film unter einem Sternenzelt
geniessen konnte. Es war soviel Wärme in den letzten Wochen gewesen. 20

Und jetzt stand sie vor mir und weinte. 20

Ich fragte sie nach dem Grund, aber sie sagte mir nicht gleich, warum sie traurig
war. Sie kam zu mir heran und senkte den Blick. Ich kämpfte mit mir selber. Ob ich
sie in die Arme nehmen sollte? Wir pflegten eine gute Freundschaft, aber körperli-
cher Kontakt war selten. Schliesslich schickte ich meine sechzehnjährige Schüch-
ternheit zum Teufel und nahm sie in meine Arme. Sie fing zu schluchzen an und
ich wiegte sie sanft. 25

Schliesslich führte ich sie an einen Platz, wo wir uns ins Gras setzten. Sie erzählte
mir, dass sie in ein Internat gehen müsste. Und dass ich sie noch drei Stunden se-
hen könnte. Es waren die intensivsten und schrecklichsten und schönsten drei Stun-
den meines bisherigen Lebens. 30

Es war Sommer und ich war frei. Ich hatte eine Rock'n'Roll-Kassette in das Auto-
radio gesteckt und wartete mit offenen Fenstern und offenem Schiebedach auf
meinen Freund. Im Rückspiegel sah ich ihn schliesslich mit seiner Laptop-Tasche
auf mich zumarschieren. Er öffnete die Beifahrertüre, legte den Computer auf die
Rückbank und lehnte sich zurück. "Going?" fragte er. Ich drehte das Radio lauter
("Paradise by the dashboard light" von Meat Loaf), startete den Motor und wende-
te. 35

Wir fuhren aus der Stadt hinaus auf die Landstrasse, die sich über eine lange
Strecke geradeaus durch das Land zog. 40

Wir hielten die Hände aus den Fenstern. Ich rauchte eine Zigarette. Er trank ein
Bier. Ich drehte das Radio lauter, weil wir beim neuen Lied mitsingen wollten: "Like
a bat out of hell, I'll be gone when the morning comes."

Wir lachten. Wir fuhren zurück. Wir lachten. 45

1 Ich stand vor dem Mikrophon, und die anderen hatten begonnen, "Icicles and
candycanes" zu spielen. Das Lied, das ich mit in diese Band gebracht hatte. Schon
immer hatte mich dieser Song in meinem Innersten berührt. Aber nun war es, als
5 würde der Schwarz-Weiss-Fernseher plötzlich farbige, dreidimensionale Bilder zei-
gen. Ich sang, wie ich das Lied noch nie zuvor gesungen hatte. Und auch die ande-
ren spielten es genauso, dass mich das Lied wie ein Blitz traf. Und dann kam die
Stelle, an der sie die zweite Stimme zu meinem Refrain sang. "Icicles and candycanes
10 - have long ago forgotten you!"

Und ich spürte, wie eine Träne mein Auge verliess. Doch ich wischte sie nicht ab.
Ich war innerlich erstarrt, sang jedoch genauso weiter wie vorher. Immer wieder
überkam mich ein Schauer, wenn sie mitsang. Alles stimmte. Das war das Lied.

15 *Und ich sitze auf der Bank am Waldrand. Es ist kalt, denn es ist Nacht. Auch wenn es
wieder Sommer ist, um drei Uhr morgens ist es immer kalt. Die Sterne leuchten am
Himmel. Und für jeden habe ich ein Icicle und ein Candycane. Jeder Stern eine inten-
sive Erinnerung. Und ich friere nicht mehr. Denn an alles kann ich mich erinnern.
Niemals bin ich wirklich allein. Niemals.*

20

25

30

35

40

45

Fortgehen

1

(18. Januar 1995)

5

Es war an einem Sommerabend. Warm war es, und mild. Die Sonne war schon rot, und der Abendstern zwinkerte mir vertraulich zu. 10

Es war der letzte Abend, den ich hier verbringen sollte. Meine Eltern hatten sich entschieden. Wir zogen fort. Und so war ich - wie immer, wenn ich traurig war - auf den Hügel gestiegen, von dem aus man über die Stadt blicken konnte. Und mich erfasste ein Schmerz, wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Ich wollte nicht fortgehen. Tränen sammelten sich in meinen Augenwinkeln. Etwas umklammerte mein Herz. 15

Da kam ein Wolf den Hügel herauf. Es war ein graubraunes, verwahrlostes Tier. Doch seine Augen funkelten klug. Ich hatte keine Angst. Im Gegenteil - ein Vertrauen von umfassender Art nahm mich ein. Ich sass im Gras, und der Wolf stand vor mich hin, so dass wir einander in die Augen sehen konnten. 20

In seinen Augen schimmerte derselbe Schmerz wie in meinen. Und seine Augen fingen zu erzählen an:

„Du willst nicht fortgehen? Weil deine Freunde hier leben? Weil es dein Heimatort ist? Du bist sehr traurig. Ich gebe dir einen guten Rat. Immer wenn du von irgend-etwas fortgehen musst, nimm das Beste mit dir, lass alles Andere zurück. Aber geh! Denn erst, wenn du gegangen bist, merkst du, was das wirklich Schöne ist. Glaube mir, auch ich habe Freunde, wo ich lebe. Und nun gehe ich weg. Aber in meinem Herzen sind sie immer noch bei mir. Und in der Erinnerung. Denn das Beste nehme ich mit, alles andere bleibt zurück.“ Der Wolf drehte sich um und ging. 25

Ich war sehr verwirrt, doch dann begriff ich allmählich, was der Wolf mit seinen Worten meinte. Ich atmete die vom Gras duftende Luft ein. Ich nahm den Abendstern am Himmel in mich auf. Und die Stadt. Und die letzten Sonnenstrahlen. Ihre Wärme. 30

Ich erinnerte mich an meine Freunde. Und an *sie*. An sie ganz besonders. Ich nahm das Beste mit und liess den Rest zurück. Ich *wollte* zwar nicht, aber nun *konnte* ich fortgehen. 35

*Von Ort zu Ort ich gehe,
Stets das Beste nehm' ich mit.
Und all die Wunder, die ich sehe,
Sind in mir, sie kommen mit.* 40

45

*rdt*verlag

13

1

Wild

(4. März 1995)

5

10 Sie schauten auf uns herab. Ich spürte ihre Blicke, ohne dass ich zu ihnen aufsehen musste. Sie waren zornig. Und wütend. Sie warteten nur auf den richtigen Moment. Bald würden sie zuschlagen.

15 Ich sass in einem Restaurant in einem Skigebiet, in dem gerade viel Betrieb war, weil zur Mittagszeit immer alle gleichzeitig ihr Essen haben wollten. Ich war froh gewesen, noch einen Platz gefunden zu haben. Doch jetzt sass ich da und fürchtete mich vor dem Augenblick, an dem sie losschlügen.

Die Köpfe an der Wand.

Das Wild, von Jägern geschossen.

Das Fell verkauft.

20 Das Fleisch gegessen.

Die Köpfe an der Wand.

Mit vorwurfsvollen Blicken.

25 Vorwurfsvoll blickten sie auf all die Menschen herab, die an ihren Tischen sassen, Bier tranken, Fleisch assen, lachten. Doch die Menschen bemerkten sie nicht. Sie spürten nicht, was das Wild ihnen sagen wollte. *Hört ihr denn nicht? Ihr habt uns getötet! Seht euch vor! Wir werden herabstürzen, um uns zu rächen. Um den Tod des Wilds zu rächen, für den ihr die Schuld tragt. Wir werden kommen, gleich.*

Ich sah zu einem grossen Hirsch auf, dessen Geweih wie eine Krone über seinem Schädel schwebte. Seine dunklen Augen blickte geradeaus hinab zu mir.

30 Dann war da Zorn in seinen Augen.

Sie fingen zu leuchten an.

Sein Maul öffnete sich um eine Spur.

35 Ich war wie gelähmt. Meine Arme versteiften sich. Kalter Schweiß rann zwischen meinen Schultern den Rücken hinab. Der Hirsch öffnete das Maul ganz und stiess ein Röhren aus, das ungeheuer laut und mächtig war.

Alle Gäste des Restaurants sahen zu dem Hirschen auf, der sich nicht mehr bewegte. Ein paar lachten jetzt noch lauter. Einer sagte: "Guter Special Effect!" Ein Kind fing an zu weinen. Zwei andere Kinder fingen an zu weinen. Und der Hirsch öffnete sein Maul erneut. Und die Rehe. Und die Gamsen. Und die anderen Hirsche.

40 Und alle röherten und kreischten und meckerten ihren Schmerz und ihren Hass und ihren Zorn und ihre Wut hinaus, so dass das Haus in seinen Grundfesten erbebte, bis das Fundament das Haus nicht mehr tragen konnte. Ich sprang auf und war als erster bei der Tür. Und als einziger stand ich vor dem Haus, als es unter Donner und Getöse zusammenbrach.

45

14

rdt verlag

Niemand hatte das Röhren und Kreischen und Meckern gehört. Niemand wusste, 1
warum das Haus zusammengebrochen war. Ausser mir.

Doch ich schwieg.

Und ich ging. 5

Und ich verdrängte.

10

15

20

25

30

35

40

45

rdt verlag

15

1

Aus dem Nebel

(4. März 1995)

5

10 Eine Gruppe von Ski- und Snowboardfahrern hatte sich dazu entschieden, an diesem Abend, einem Freitagabend, eine Fackelabfahrt zu unternehmen. Das Wetter hatte der schlechten Prognose getrotzt und hatte bis um halb fünf, als die letzte Seilbahn mit der Gruppe an Bord nach oben fuhr, gehalten.

15 Als es sich die Gruppe jedoch im Bergrestaurant bei einem Fondue gemütlich gemacht hatte und darauf wartete, dass die Sonne unterging, kam Nebel auf. Und Wind. Und Schnee fiel.

20 Die gutgelaunten Menschen liessen sich jedoch nicht abschrecken. Sie wussten genau, dass sie gut genug Ski und Snowboard fahren konnten, um auch bei diesem Wetter den Weg ins Tal finden zu können. In aller Ruhe machten sie sich deshalb daran, das Fondue zu essen.

Weisswein wurde ausgeschenkt. Kirsch wurde getrunken. Es wurde gesungen und gelacht.

Dann hörte es auf zu schneien. Es hörte auf zu winden. Der Nebel verdichtete sich zu einer Mauer, durch die kein Auge hindurchzusehen vermochte.

25 Die Menschen wurden still. Eine Gruppe nach der anderen. Köpfe drehten sich zu Fenstern. Alles grau.

Ein Lacher. Peinlich verstummt. Keiner fragte, was los sei. Jeder wusste, und wusste doch nicht, was war. Und deshalb fragte keiner.

Eine Kontur im Nebel. Nur kurz. Schon weg.

30 Dann wieder. Diesmal länger. Ein Schatten von etwas Grossem.

Dann wieder nichts. Sekundenlang.

Dann peitschte ein riesiger, grüner, schleimiger Tentakel, so dick wie der Oberschenkel eines Mannes, gegen die Scheibe. Ein vielfacher Aufschrei erfolgte. Doch nichts geschah. Der Tentakel verschwand, wie er gekommen war. Im Nichts. Im Nebel.

35 Ein paar Minuten sassen die Menschen da, ohne zu sprechen. Ohne sich zu bewegen.

Dann verschwand der Nebel. Ein klarer Sternenhimmel zeigte sich über dem Horizont. Und ein heller Mond stand friedlich über allem.

40 Die Menschen nahmen ihre Skis und Snowboards. Sie fuhren den Berg hinunter. Vorsichtig. Umsichtig. Angstvoll.

45

16

*rdt*verlag

Bund der Ewigkeit 1

(3. Juli 1995) 5

Gewidmet nur der Einen, die mein Innerstes berührte. Den Namen will ich hier nicht nennen, Sie weiss, dass Sie gemeint ist, wenn Sie sich an den Mond erinnert, den wir sahen, als wir auf der Strasse sassen. 10

Dunkelheit umströmte seinen Körper wie ein lebendiges Wesen. Es war eine Nacht für Wölfe, die sich überall trafen, um in der Gemeinschaft oder einsam auf Hügeln den vollen Mond anzuheulen. Ihn zu locken, ihm zu singen, oder von den Qualen dieser Welt zu berichten. 15

Er spürte jeden Wolf, der dort draussen klagte. Und er, der alte Herr, der dunkle Mann, der Vampir, heulte gleich den Wölfen und den Wölfen gleich zum Mond, als jede Erinnerung klar, als wäre es gestern erst geschehen, vor seinem inneren Auge, vor seinen inneren Ohren, vor den inneren Händen und dem geistigen Herz auftauchte. Es hatte in eben einer solchen Nacht begonnen. 20

Die Sterne waren hell, und ihr König wachte ruhig über sich und unsere Welt. Majestätisch stand der Mond schräg oben über mir und ihr. 25

Wir hielten uns fest, und er vermählte uns in dieser Nacht. Wild und voll feurigem Verlangen waren wir gewesen, hatten uns berührt, sacht nur erst und vorsichtig. Doch wilder dann, und ungezähmt. Und in der Tiefe der Nacht berührten sich unsere Zungen und schlossen den Bund des vollen Mondes. 30

Ein immerneues Lied, von den Wölfen in Jahrtausenden noch nicht vergessen, sandte der Vampir zum Mond, das klagte, warum der Bund nicht ewig hielt. Und die Erinnerung an das Siegel, das auf den Bund erfolgte, hielt ihn fest in ihrem Bann. 35

Ein scharfes Messer, kühl und fein, schneidet ihre Pulsader auf. Und mit dem gleichen Messer, schneide ich auch mir den Quell des Lebens an. Und schon ihr erster Tropfen klebt an meinen Lippen. So süss und warm, so voller Leben und der Liebe, die der Mond verbunden hat. Der Schmerz der mit dem Schnitt nicht kam, kommt jetzt, und er ist wunderschön. Sie schaut zu mir; und im fahlen Schein des Königs, sehe ich den dunklen Tropfen an ihrem Mund. 40

Er heult erneut, und nun kommen die Wölfe auf denselben Berg und bilden einen Kreis, die Kreatur der Nacht in ihrer Mitte. 45

rdt verlag

17

1 *Nun ist der innere Durst gestillt, und doch: Das Feuer brennt erst jetzt erst richtig*
gross. Die Flammen schlagen in mir hoch, und auch in ihr, sie küsst meinen Hals, und
5 *dann der süsse Biss. Meine Zunge streift ihren Mund, den süssen Mund, der mich*
verwöhnte, und dann das Heulen der Wölfe, die so klagen, als wenn der Bund der ihre
sei. Und mittendrin erklingt ein Schrei der wohlbekanntten Stimme.

10 Er schreit und sieht sich selber mit der Frau. Und er schreit, weil der Bund nicht
ewig hielt, nicht wie versprochen.

Und die Erinnerung wird Gegenwart, er erscheint über den Köpfen der zwei Ver-
liebten, die vom Blute des anderen getrunken hatten.

15 *Über uns erscheint das Gesicht eines fremden Bekannten. Eines klagenden Selbst.*
Und zu dritt teilten wir den Schmerz und die Liebe und das Blut.

20 Er erinnerte sich mit jeder Faser seines Körpers. Der Bund hielt ewig und für
immer. Er hatte alles für diese Liebe getan, genau wie sie. Und doch war er nun
alleine auf dem Hügel. Sie war bei ihm, dem anderen, aus der Stadt. Und doch: „Sie
ist bei mir! Sie ist bei mir - sie wird es immer sein. Ich liebe Dich! Wie damals unter
Sternen. Und wenn immer ich das Lied der Wölfe höre, bist Du bei mir, trinkst
mein Blut! Und auf der ganzen Welt scheint unser Mond. Auf ewig haben wir ge-
trunken, ewig soll es sein.“

25

30

35

40

45



Gestrandet

1

(28. November 1994)

5

Ein Mann strandete auf einer einsamen Insel. Anfangs genoss er die romantische Situation. Er beobachtete, wie der Himmel sich abends färbte und ihn in eine seltsame Stimmung versetzte. Er fand Blumen, die noch nie ein Mensch zuvor erblickt hatte und ergötzte sich an ihrer Fremdheit.

10

Er erkannte jedoch, dass er seine Empfindungen nie einem bekannten Menschen würde mitteilen können, weil er doch hier allein, abseits jeglicher Zivilisation, gestrandet war.

15

Das bedrückte ihn und liess Zweifel am Sinn all dieser Vollkommenheit in Gottes Natur aufkommen. Er atmete ein und drohte daran zu ersticken.

Als das Schiff kam, rannte er auf eine Anhöhe und stürzte sich von der Klippe.

20

25

30

35

40

45

rdt verlag

19



1

Virtuell I – Conny

(8. Oktober 1995)

5

10 Das Geräusch schien aus unendlicher Entfernung an ihre Ohren zu dringen. Es war nicht fassbar, immer wenn sie sich darauf konzentrierte, verschwand es im Hintergrund.

Alles war dunkel, die Welt war nicht, wie sie sein sollte. Hell und fröhlich und voller Leben.

15 Alles war tot. Und still. Dann wieder das Geräusch im Hintergrund. Sie fürchtete sich langsam davor.

Sie war allein. Niemand war in ihrer Nähe, das hätte sie gespürt. Der Boden, auf dem sie mit nackten Füßen stand, fühlte sich wie Linoleum an. Sie machte ein paar Schritte, um auf eine Mauer oder ein Möbelstück zu stossen, an dem sie sich hätte orientieren können.

20 Sie ging etwa zehn Meter weit. Sie traf auf nichts. Keine Wand, keine Unebenheit im Boden, kein Möbelstück, nichts!

Sie ging weiter. Immer in dieselbe Richtung. Dann änderte sie die Richtung. Nichts.

25 Schliesslich drehte sie sich rasch um und wollte in die entgegengesetzte Richtung gehen. Sie stiess ihren Kopf an eine Wand. Zuerst atmete sie auf. Doch als sie die Hände ausstreckte, war nichts mehr da. Sie ging eine Weile in eine Richtung und drehte sich dann abrupt wieder um - und stiess wieder mit dem Kopf an eine Wand. Sie schrie auf. Angst, Schmerz und Wut mischten sich in ihrem Kopf. Dann setzte sie sich auf den Linoleumboden und war still.

30 Sie hörte wieder das Geräusch in der Ferne. Sie konzentrierte sich darauf. Es verschwand.

Sie war allein in einer unendlichen Ebene. Nichts war da ausser dem Boden und dem Geräusch in der Ferne. Mauern, die nicht immer da waren, verunsicherten sie. Trieben sie in den Wahnsinn. Das Geräusch in der Ferne wäre der Ausweg gewesen.

35 Aber sie konnte sich nicht darauf konzentrieren. Sie erkannte die Stimmen nicht, die sagten:

„Wach auf, Conny! Du bist nur in einer virtuellen Welt. Conny, so wach doch auf...“

40 Schliesslich rissen die Menschen, denen die Stimmen gehörten, das Datenstirnband von Connys Kopf. Conny starb nicht daran, was viele andere taten. Aber in ihrem Gehirn hatte fortan nichts anderes mehr Platz als Dunkelheit, Leere, Linoleum, falsche Wände und Geräusche aus der Ferne.

45

20

rdt verlag

Das Aquarium 1

(27. März 1995) 5

Ein Neonfisch traf im Aquarium einen Goldfisch. Sie begrüßten sich herzlich, denn sie hatten sich schon eine Weile nicht mehr gesehen. Sicher seit dem letzten Essen nicht. "Leben wir nicht in einer schönen Welt?" fragte der Goldfisch. "Ja, es gibt den grossen Stein, die Algenwälder, den Steinboden, die Futterquelle..." antwortete der Neonfisch. 10

Eine Weile schwelgten die beiden Fische in Beschreibungen ihrer Welt. Am Schluss seufzten beide schwermütig. "Tja! Ich hoffe, wir sehen uns bald einmal wieder. Es ist manchmal eben doch schön, mit einem einfachen Fisch zu sprechen." sagte der Neonfisch. "Einfacher Fisch?" fragte der Goldfisch. "Wie meinst du das?" 15

Der Neonfisch runzelte die Stirn. "Na, du hast doch nur eine Farbe. Das macht dich zu einem einfachen Fisch. Ich hingegen bin ein Vielfarbiger. Ein viel schönerer Fisch." 20

Der Goldfisch wurde ärgerlich. "Na hör mal! Deswegen bin ich doch kein schlechterer Fisch!" - "Nein, natürlich nicht." Der Goldfisch atmete auf. Doch der Neonfisch fuhr weiter: "Kein schlechterer Fisch. Nur ein einfacherer." Der Goldfisch wollte daraufhin auf den Neonfisch losschwimmen, aber der kleine Neonfisch floh zwischen die Steine, wo der Goldfisch nicht hinkommen konnte. Er fragte sich, warum der Goldfisch nicht einfach akzeptieren konnte, dass er ein einfacher Fisch war. *Es war doch einfach so!* 25

Der Goldfisch trollte sich, als er merkte, dass der Neonfisch nicht so schnell wieder hervorkommen würde. Irgendwann würden sie sich wieder begegnen. Ihre Welt war nicht so gross, dass man sich ewig voreinander verstecken konnte. 30

Der Goldfisch machte ein grimmiges Gesicht.

Der kleine Junge trat nahe an das Aquarium heran, damit er genau beobachten konnte, was die beiden Fische taten, die er sich vor drei Tagen gekauft hatte. Der Goldfisch war soeben direkt auf den Neonfisch zugeschwommen, doch der flinke Neonfisch war zwischen den Steinen verschwunden. Ein paar Minuten später kam er wieder hervor, und das Spiel begann von vorne. Dem Jungen wurde es schnell langweilig, den Fischen zuzuschauen. Es musste doch auch den Fischen sehr schnell langweilig werden, den ganzen Tag in einem Gefängnis aufeinanderzu- und voneinander wegzuschwimmen. Er ging zum Fernseher und schaltete ihn ein. 35
40

45

rdt verlag

21

1

Gekreuzigt

(19. September 1995)

5

10 Der Killer Fryke ging durch die Strassen. Die verspiegelte Sonnenbrille verdeckte seine grünleuchtenden Augen, nur an den Rändern war die Aura wahrnehmbar.

Fryke war bullig gebaut, trug eine Lederjacke und Lederhandschuhe, eine dazu passende Lederhose und Lederstiefel. Alles im fernen Japan geklont und verarbeitet. Die vielen Leute, die in dieser Nacht auf den Strassen waren, wichen ihm aus, machten ihm Platz.

15 Frykes Gesicht hinterliess bei jedem Beobachter den Eindruck, dass dieser Mensch niemals lachte. Vielleicht war seine Gesichtsmuskulatur genauso mechanisch wie seine Augen. Oder wie seine linke Hand, die zu einem Teaser umgebaut worden war. Damit konnte er Menschen einen leichten elektrischen Schlag versetzen, in
20 Bewusstlosigkeit oder Tod gleiten lassen.

Fryke hatte nicht keine Gefühle. Aber die meisten Gefühle, die er empfand, wenn er einen Menschen tötete, waren Hilfsbereitschaft, Selbstgefälligkeit oder Hass.

Niemals Mitleid.

Niemals Angst.

25 „Angst ist für den Feind. Angst und Kugeln.“ So sagte J. O'Barr in seinem Werk „The Crow“ einst.

Die Krähe war jedoch nicht Frykes Idol. Er hatte keine Idole. Vielleicht Jesus Christus. Der die Menschen von ihrem Leid erlöste.

Genau das tat Fryke. Er erlöste die Menschen von ihren Leiden.

30 Irgendwann würde ein anderer Killer sein Leben beenden. Und wenn nicht, dann würde er selbst es tun. Er wollte nicht über vierzig Jahre alt werden.

Fryke musterte die Menschen durch die verspiegelten Gläser seiner Sonnenbrille. Er erkannte das Leiden hinter den Masken der Freude. Die Menschen wollten eigentlich nicht wirklich leben. Aber sie kaschierten den Verdruss und das Leid hinter Fröhlichkeit und Ausgelassenheit.

35 Doch diese Gefühle waren nicht echt. Die echten Gefühle hiessen Schmerz, Hass und Liebe.

Doch Liebe wurde schnell zu einer Illusion in einer Welt des Lug und Trugs. Jederzeit drohte man aufzuwachen und zu merken, dass nur ein Datenstirnband die eben noch reale Welt vorgegaukelt hatte.

40 Fryke aktivierte den Teaser. Ein leises, hohes Summen ertönte, verschwand aber schnell in der Lärmkulisse der Stadt. Der Killer hatte das Opfer gefunden.

Irgendein Manager, der einem anderen zu nahe auf den Pelz gerückt war. Fryke war es egal, was der Grund für den Mord war, den er zu begehen sich vorbereitet hatte.

45

22

rdt verlag

Der Manager stand an einem Stand mit chinesischem Essen, eine Frühlingsrolle
in der Hand. Fryke ging an ihm vorbei, und die Frühlingsrolle fiel zu Boden. Drei
Sekunden später folgte der Mann. 1

Der Verkäufer hinter der Theke schlug die Hände über dem Kopf zusammen, je-
doch nicht aus Bestürzung über den Tod des Kunden, sondern über die unange-
nehmen Folgen. Kundschaft blieb aus, wenn ein Mann während dem Genuss sei-
ner Frühlingsrollen starb. 5

Fryke beachtete nicht, was nachher geschah. Er ging die Strasse hinunter bis zur
nächsten Kreuzung, bestellte sich ein Taxi und liess sich nach Hause fahren. 10

Einen Menschen erlöst. Tausend Dollar verdient. Gute Nacht, Stadt!

Am anderen Morgen wachte Fryke sehr früh auf. Er konnte sich nicht bewegen. Er
stutzte kurz. Dann spürte er, dass er nicht gelähmt war. Er konnte sich ein wenig
bewegen, aber seine Arme stiessen auf Widerstand. Er öffnete die Augen und sah
Beton. Er spürte einen Schlauch, der in seinen Mund geschoben wurde, bis in seine
Kehle hinunter. Nahrung wurde ihm eingeflösst. 15

Er war eingemauert.

Er konnte nicht fliehen.

Niemand würde ihn umbringen. 20

Er würde alt werden.

Und Angst haben.

Keine Kugeln.

25

30

35

40

45

rdt verlag

23

1

Der Baum auf dem Hügel

(26. Juli 1995)

5

10 Im Friedhof der Stadt steht auf einem kleinen gepflegten Hügel eine alte Eiche, die über den Gräbern wie ein König über seinen Untergebenen thront. Es ist meist still an diesem Ort. Vögel und Insekten scheinen den Platz zu meiden, oder sie sind hier so still wie die Menschen, wenn sie hierherkommen.

15 Es ist kühl zwischen all den Toten, die hier friedlich ruhen, und es ist ein angenehmer Platz, um über vieles nachzudenken. Der Baum tut dies schon eine kleine Ewigkeit lang.

Zwei Menschen, eine junge Frau und ihr Geliebter, steigen den Hügel hinauf, um sich bei der Eiche niederzulassen. Die Sonne scheint. Ein laues Lüftchen läuft umher, streift Wangen, Beine, Münder. Er lehnt sich an die Eiche, sie lehnt sich an ihn.
20 Beide sind zufrieden mit der Stille dieser Welt. Der Baum bleibt ruhig, wartet ab.

Der laue Sommerwind kehrt nun zurück und raschelt sich durchs Blätterwerk, es klingt wie kleine Glöckchen.

Zugleich senkt sich ein Meisenpärchen auf den Ast über den Menschen. Still, ohne zu stören. Das kleine bisschen Unruhe hat den Baum geweckt. Das lässt die Vögel
25 einmal zwitschern. Und das Mädchen stellt dem Jungen eine Frage:

„Welcher Zauber liegt wohl über diesem Ort? Diesem Baum? Diesem Hügel?“

Der Junge schweigt. Beäugt nochmals den Hügel, den Baum und die Umgebung.

„Wer weiss das schon? Vielleicht das Leben, das im Baume weilt.“

„Wie mag es sein, als König über diesen Friedhof zu wachen? Wie fühlt er sich?“

30 Der Junge schweigt. Und überlegt. Und stellt sich vor, er wär' der Baum und wache über diesen Hof.

Jeden Tag ein neues Grab. Jeder Tag beseelter hier. Alles kommt, und alles geht. Nichts ist ewig. Alles lebt nur kurz. Und doch: Jeden Frühling blühe ich auf. Und jeden Winter werf' ich von mir die Blätter. Und immer wieder werd' ich wach, ein
35 jedes Jahr.

Das Gras, auf dem die beiden jungen Menschen sitzen, ist vom Morgentau noch feucht. Alles wirkt frisch und neu. Alt wirken nur ein paar Gräber und der Baum. Doch auch diese haben Attribute der Jugend bekommen. Auch die alten Gräber
40 haben frische Blumen. Die Erinnerung besteht.

Und der Baum hat neue Blätter, frisches Grün. Der Frühling kommt. Es ist noch kühl am Morgen. Und Nebelschwaden verschwinden erst am Vormittag. Doch wenn die Sonne ihren höchsten Punkt erreicht, dann ist die Eiche stolz und zeigt der Sonne ihre schönen, grünen Blätter, die sie von ihr bekommen hat. Und „Danke!“
45 raschelt sie empor. Sie freut sich, und die Sonne zwinkert.

24

rdt verlag

Am Abend wendet sich der Baum der Erde zu. Besieht sich die Gräber. Tot ist
alles. Aber bedeckt mit Leben. Mit neuem, anderem Leben. Friedvoll ruht er bis
zum Morgen.

Die zwei Menschen, die im Friedhof waren, um sich's anzusehen, wie die letzte
Ruhestätte ist, sitzen bei Freunden mit Rotwein in bauchigen Gläsern. Und wagen
nicht, davon zu sprechen, was die Eiche auf dem Hügel denkt. Wem ist's schon wichtig
in unserer Welt?

1

5

10

15

20

25

30

35

40

45

rdt verlag

25

1

Das Werk eines Tages

(21. Juni 1995)

5

10 Der Mann stand am Fenster und blickte in die Dunkelheit der Nacht hinaus. Schwere Tropfen schlichen die Scheibe hinunter. Das Geräusch des prasselnden Regens übertönte sogar den Verkehr der Stadt. Hier oben hörte er nur den Regen.

15 Die Lichter der Stadt wirkten weiter entfernt als sonst. Verschwommen. Unwirklich. Der Mann fühlte sich abgehoben von jeder Realität. Und so konnte er objektiv betrachten. Sich selbst. Die Welt. Den Tag.

Was hatte er heute getan? Was war das Werk seines Tages? Er überlegte.

Er hatte die Zeitung gelesen und damit am Geschehen in der Welt teilgenommen.

Ein Windstoss trieb die Regentränen auseinander. Es war unwichtig.

Er hatte als Buchhalter den ganzen Tag seiner Firma einen Dienst erwiesen.

20 Ein anderer Regentropfen übernahm die Bahn dessen, der vorher vom Windstoss verweht worden war.

Er hatte Freude empfunden, als er mit seinen Freunden nach der Arbeit noch in ein Restaurant gegangen war.

25 Die Regentropfen kamen und gingen. Manchmal bewegten sie sich sogar ein wenig aufwärts. Wie der Wind sie trieb.

Als er nach Hause kam, hatte er die Wohnung ein wenig aufgeräumt.

Den Regentropfen war egal, wohin sie getrieben wurden. Sie nahmen den Ort, an dem sie waren so, wie er war.

Der Mann drohte wahnsinnig zu werden ob der Symbolik der Tropfen.

30 Der Regen prasselte unbeeindruckt weiter ans Fenster des Mannes. Und dann erkannte er plötzlich das Werk seines Tages. Das ganze Werk seines Tages bestand darin, dass er erkannt hatte, wie unwichtig doch alles um ihn herum war. Und er war damit zufrieden.

35 Er sah nicht, dass er auch jetzt nur unbeeindruckte Regentropfen hinterlassen hatte.

40

45

26

rdt verlag

Zauberzeit

1

(19. November 1995)

5

Ein Zug fährt nachts nach Nirgendwo. Sterne verstecken sich angstvoll hinter dunklen Wolken. Etwas Unheiliges liegt in der Luft. Die Menschen im Zug merken selbst nichts davon, aber die Stimmung sinkt mit jeder Minute.

10

Der Lokführer lässt den Dampf durch die Pfeife ab. Wie ein Schrei macht sich die Maschine Luft. Und der Zug nähert sich dem Ende der Zeit.

15

„Wessen Schlüssel sind das?“ fragte eine alte Dame, die durch den Mittelgang des Waggons ging und sich neugierig in jedes Abteil beugte. „Wessen Schlüssel sind das? Jemand wird den Heimweg ohne diese Schlüssel nicht finden...“

Die seltsame Ausdrucksweise hatte auf die Menschen einen mächtigen Einfluss. Eine tiefe Furcht ergriff sie. Die archetypische Furcht vom Verlorensein. Das Gefühl legte sich ein wenig, als die Dame weiterging. Aber sie verging nicht völlig.

20

Arthur unterhielt sich nach einer Weile wieder mit seinem Mitstudenten Ralph. Beide studierten sie Mathematik, interessierten sich aber eigentlich mehr für die Welt der Poesie. Oft schon hatten sie versucht, die beiden Welten, die logische und die emotionale, in Gedichten und Geschichten zu verbinden. Auch jetzt unterhielten sie sich über jene Symbiose, von der sie sich das Höchste versprochen.

25

„Ich glaube, wenn ein Gedicht es schafft, die beiden Welten zu verbinden, dann kann es Türen zu uns verschlossenen Welten öffnen!“ sagte Ralph.

„Ja, nur: Vielleicht werden wir nie ein solches Gedicht erfinden können.“ entgegnete Arthur.

30

„Hmm. Es müsste ja nicht einmal von uns stammen. Vielleicht gibt es bereits solche Gedichte...“

Das Licht im Abteil flackerte kurz. Die Unterhaltung verstummte.

Schliesslich steckte die alte Dame wieder ihren Kopf in das Abteil. „Wem gehört diese Uhr? Wem gehört diese silberne Uhr? Jemand könnte viel Zeit verlieren, wenn er sie im entscheidenden Moment nicht bei sich hat!“ krächzte die Alte.

35

Ein kalter Schauer lief den beiden Studenten über den Rücken. Sie sprachen nicht einmal über die Alte, wie es für Jugendliche ihres Alters normal gewesen wäre. Die Stille schien erdrückend zu sein.

Arthur griff das Thema wieder auf, von dem sie vorher gesprochen hatten. „Friedrich von Hardenberg hat einmal ein Gedicht geschrieben, ...“

40

In der Lok sass der Lokführer und rauchte eine Zigarre. Er fragte sich, wo er seine silberne Uhr gelassen hatte. Jetzt wusste er nicht, wieviel Verspätung sie hatten.

45

rdt verlag

27

1 „Vielleicht kann es indirekt Türen zu fremden Dimensionen aufstossen. Vielleicht
ohne dass wir es bemerken.“ Ralph blickte zur Decke des Waggons.
Arthur überlegte, ob Magie berechenbar war.

5 *Die magische Stunde ist beinahe erreicht. Zahlen und Figuren haben das Tor berei-
tet. Es öffnet sich in einem unbedachten, unvorbereiteten Moment. Doch wenn Magie
unvorbereitet berührt wird, schlägt sie dunkel zu.*

10 Der Lokführer suchte verzweifelt den Schlüssel, der die Steuerung kontrollierte.
Ohne ihn konnte er die Geschwindigkeit des Zugs nicht ändern.

15 Die alte Dame steckte schon wieder ihr hässliches Gesicht in das Abteil der bei-
den Studenten. „Wessen Regenmantel ist das? Wem gehört er? Er könnte in Regen
und Kälte von grossem Nutzen sein! Schon mancher Mann ist in einem Unwetter
umgekommen, weil er nicht richtig angezogen war!“

Die Studenten versuchten verzweifelt, ihre Unterhaltung wiederaufzunehmen. Aber
sie spürten eine Veränderung.

20 Der Lokführer wunderte sich, wie all diese Dinge verschwinden konnten. Eine
Uhr, in Ordnung. Ein Schlüsselbund, zu klein um ihn in der Dunkelheit zu finden.
Aber sein Regenmantel?

25 *Die Zeit ist da.*

Regen peitschte plötzlich ins Gesicht des Lokführers, der aus seinem Führerhaus
blickte, um anhand der Helligkeit die Zeit zu bestimmen. Und Kälte überflutete
seinen Standort, obwohl der Dampfkessel den Lokführer sonst eher zum Schwit-
zen brachte.

30 Kälte erfasste auch seine Seele, als er den rotschwarzen Schlund sah, der sich vor
dem Zug auftat. Er wollte die Fahrt verlangsamen, aber der Schlüssel fehlte. Die
Zeit rann ihm davon. Zu spät erinnerte er sich der Notbremse.

35 Der Zug löste sich im Innern des Schlunds auf. Tote Seelen klagten in ewigem
Regen von der Furcht, nie wieder nach Hause zu finden.

40

45

Totenklang	1
(18. November 1995)	5
Totenstille.	10
Der Raum war voll davon.	
In schlechten Romanen steht an dieser Stelle so etwas wie: „Keiner wagte auch nur zu atmen.“	
Aber die vielen rotblauen Köpfe, die dabei entstehen, würden die Spannung sicher durch ein paar unangepasste Lacher sprengen.	15
Trotzdem war es still.	
Die Hintergrundmusik plätscherte weiter, schien aber an Gewicht zu gewinnen, weil die Betroffenen sie plötzlich <i>sehr</i> interessant fanden.	
Einer wagte es, sein Bier zum Mund zu führen. Er verschluckte sich beim Trinken, was nun doch zu zwei verhaltenen Lachern führte.	20
Sie verstummten.	
Einer sagte: „Zahlen, bitte!“	
Einer zückte das Portemonnaie und ging zu ihm hin.	
Gemurmel.	
Geschwätz.	25
Lebensklang.	

30

35

40

45

rdt verlag

29

1

Virtuell III – Karma

(10. Oktober 1995)

5

Der Mann stand auf einer unendlichen Ebene, die von seinem Standpunkt aus überallhin leicht abfallend wirkte. Am unendlichen Horizont klebte eine dunkelrote Sonne, die gerade ihre letzten Strahlen über die Ebene sandte. Die Ebene bestand aus Linoleumboden und war violett.

Der Mann wurde von sehnsüchtigen Gefühlen überflutet. Er konnte sich nicht mehr halten. Er fiel und rollte die schräge Ebene hinunter, auf die Sonne zu. Er konnte sein Rollen nicht aufhalten, und immer schien es ihm, als wäre er noch auf der Anhöhe, dem höchsten Punkt der Ebene. Überallhin schien es hinunterzugehen. Die Gefühle nahmen ihn gefangen und die Sonne kam immer ein bisschen näher und war doch unendlich weit entfernt.

Er war sich nicht im klaren darüber, ob er sich in einer virtuellen Welt befand. Er hatte nun schon so viele Trips hinter sich, dass die reale Welt für ihn nur zu einer unter vielen geworden war.

Er wusste nicht mehr, wie seine Wirklichkeit auszusehen hatte. Vielleicht so? Vielleicht war es eine unendliche, violette Ebene mit einer roten Sonne...

Die Sonne kam näher. War das die Philosophie, die er in seiner wirklichen Welt erreicht hatte? Man stand immer auf einer Anhöhe im Leben. So konnte man immer irgendwo hinunterfallen, wenn man sich nicht fest genug festhielt.

War das seine Erkenntnis? Er wusste es nicht. Es war ihm aber nicht egal. Er wollte herausfinden, ob er sich auf einem VR-Trip befand, oder nicht. Wie konnte er es herausfinden?

- *Das Datenstirnband!* -

Er riss es sich vom Kopf. Und tauchte in eine Welt voller Eindrücke, nicht so leer wie die vorhergehende. Eine Welt voll toxischer Gerüche. Eine Welt der Neonröhren und Blitzlichter. Eine Welt von Verkehrslärm und Drogen. *Seine Welt?* Er blickte um sich. Ja, er hatte soeben das Datenstirnband von seiner Stirn abgezogen. Aber vielleicht stand er noch unter Drogen? Er sah ein Röhrchen am Boden liegen, dass sicher BURNING CHROME enthalten hatte. Eine Designerdroge, die man trank. Auf der Zunge fühlte es sich an, wie man sich eben brennendes Chrom vorstellen würde. Diese Gibson-Fans!

Er suchte eine weitere Amphyle. Er fand eine. BURNING CHROME. Er trank und tauchte in eine Welt ein, die von Adrenalinspitzen gezeichnet war. Alles war aufregend und enervierend.

Er ging auf die Strasse und reagierte auf einen Schatten, indem er ein Messer zog. Er sah ein Aufblitzen. Hörte ganz langsam einen Knall. Wie zeitverzögert. Er nahm alles in einer Klarheit wahr, die ihn erschreckte. Die Kugel, die auf ihn zukam und in ihn eindrang, bevor er reagieren konnte. Der Schmerz der von der Einbruchstel-

45

30

rdt verlag

le aus den ganzen Körper überflutete. Das Blut, das aus ihm herausquoll. Und das 1
Leben, das zu einer immer schwächer werdenden Empfindung wurde. Dann der
Tod.

Er erwachte. War er im Paradies? Oder in der Hölle? Er schlug die Augen auf. Vio- 5
letter Linoleumboden. Rote Sonne. Eine Anhöhe, auf der er lag.

War das das Karma? Dass man immer wieder in einer anderen Welt geboren wur-
de, die alle miteinander verbunden waren. Früher mochten es die Welten der Tier-
familien und Menschen oder Pflanzen gewesen sein. Jetzt gab es dank dem welt- 10
weiten VR-Netz noch viel mehr Welten. Eine elektronische Wiedergeburt...

Er lächelte. Aber es war der Irrsinn, der sich in ihm breit machte. Er konnte sich
an seinen Tod erinnern! Er war gestorben. Und doch...

Er würde vergessen. Er zog das Datenstirnband ab.

Er tauchte in eine Welt voller Eindrücke, nicht so leer wie die vorhergehende. Eine 15
Welt voll toxischer Gerüche. Eine Welt der Neonröhren und Blitzlichter. Eine Welt
von Verkehrslärm und Drogen. *Seine Welt?* Er blickte um sich. Ja, er hatte soeben
das Datenstirnband von seiner Stirn abgezogen. Aber vielleicht stand er noch un-
ter Drogen? Er sah ein Röhrchen am Boden liegen, das sicher BURNING CHROME
enthalten hatte. Eine Designerdroge, die man trank. Auf der Zunge fühlte es sich 20
an, wie man sich eben brennendes Chrom vorstellen würde. Diese Gibson-Fans!

Er suchte eine weitere Amphyle. Er fand eine. BURNING CHROME. Er trank und
tauchte in eine Welt ein, die von Adrenalinspitzen gezeichnet war. Alles war aufre-
gend und energisierend.

Er ging auf die Strasse und reagierte auf einen Schatten, indem er ein Messer zog. 25
Er sah ein Aufblitzen.

30

35

40

45

rdt verlag

31

1

Der Brief

(21. Januar 1996)

5

10 Felix lief durch die Strassen des Dorfes und hielt den Brief hoch in die Luft, den er auf der Post bekommen hatte. Endlich wieder ein Brief von ihr. Endlich wieder Nachricht.

15 Felix rannte den kleinen Weg, der zu seinem Haus führte, hinauf. Er stiess die Tür auf, schlug sie hinter sich wieder zu und stürzte in die Küche, wo er den Brief auf den Tisch legte und sich einen Kaffee machte.

Dann setzte er sich in aller Ruhe mit der Tasse Kaffee an den Küchentisch und betrachtete den Umschlag. Er war weiss mit einem feinen Muster darin. Die Briefmarke und der Poststempel. Und ihre Schrift, wie sie seine Adresse geschrieben hatte.

20 Und ihr Absender.

Tina.

Felix hatte so lange auf ihren Brief gewartet.

25 Er öffnete den Umschlag vorsichtig mit dem Brieföffner und zog das gefaltete Papier heraus. Es war mit kleinen Buchstaben vollgekritzelt, was ein Aufleuchten in Felix' Augen zur Folge hatte. Er liebte es, lange Briefe zu lesen. Schriften zu entziffern.

Tinas Schrift war wie immer gut leserlich, aber an manchen Orten hatte sie schlicht keinen Platz mehr gehabt, leserlich zu schreiben.

Felix nahm den Brief und hielt ihn vor sich hin.

30 Er las Zeile um Zeile. Immer schneller. Bis der Brief mit ihm fertig war und ihn völlig perplex in der Leere stehen liess. Felix liess das Papier sinken. Faltete es wieder. Steckte es in den Umschlag und packte den Brief in seine Hosentasche.

35 Er wankte aus dem Haus und schaute in den Himmel hinauf. Es war ein wunderschöner, hellblauer Himmel. Die Luft war kühl und schmeckte nach einem neuen Sommer, der bald kommen würde. Aber Felix hatte kein Gefühl dafür. Nicht an diesem Tag. *Wie konnte sie nur?* fragte er sich. Immer wieder.

Schliesslich fasste er einen Entschluss.

Er ging zu seinem Fahrrad und schloss es auf.

40 Dann fuhr er den Berg hinauf, bis er nicht mehr höher konnte. Und dann fuhr er den Berg hinunter, so schnell es nur ging. Und er wurde immer schneller. Anfangs sah er die einzelnen Hügel, auf denen das Rad aufschlug, noch kommen, dann sah er nur noch, ob es bald steiler, bald flacher wurde.

Und irgendwann, nach sicher fünfminütiger, selbstmörderischer Fahrt den steilen Hang hinunter, merkte er, dass er den Boden unter den Füssen verloren hatte.

45 Er war über eine Klippe hinausgefahren und schien scheinbar schwerelos hundert

Meter über dem Wald zu schweben. 1
Doch dann fiel Felix wie ein Stein.
Der Aufprall tat nicht einmal sehr weh.
Der schmerzhafte Moment war der, als er zwar noch lebte, körperlich aber nichts 5
mehr fühlte. Ihm wurde bewusst, wie sehr Tina ihn verletzt hatte. Sein Herz krampfte
sich um diesen Schmerz zusammen, und als er starb, wurde der Schmerz verewigt.
10
15
20
25
30
35
40
45

rdt verlag

33

1

Der letzte Romantiker

(15. Oktober 1995)

5

10 Er sass zuhause auf seinem Bett und hörte klassische Musik. Er wusste nicht einmal, was für eine CD es war, die er eingelegt hatte. Es war die, die immer im CD-Spieler lag.

Er hatte den Kopf in seine Hände gelegt und träumte wach.

15 Sein Geist verfolgte mehrere Dinge gleichzeitig. Wie lange war es her, seit er das letzte Mal ein Mädchen geküsst hatte? Wie lange war es her, seit er das letzte Mal ein Gedicht, das in seinem Kopf Form annahm, niedergeschrieben hatte? Gab es einen Zusammenhang zwischen diesen Dingen? Er wusste, dass es einen gab. Er selbst hatte ihn sich auferlegt. Er schrieb Gedichte nur nieder, wenn sie in einem Zusammenhang zu einem Kuss standen. Es war lange her. Er erinnerte sich seines
20 letzten Gedichtes.

*Kalt war es, fast Winter schon.
Der Mond schien hell in Deine Augen.
Du lagst auf feuchtem Gras, ich küsste Dich,
25 Mein Herz erwärmte Dein Gemüt.
So süß und herb, so hell und klar,
So schienst Du mir, und es war wahr,
Dass Du mich liebtest dieses Mal.
Ich konnt' nicht wagen, da zu sprechen
30 Und den Zauber jener Nacht zerbrechen.
Es war so schön wie nie zuvor.
Eingebrannt in meinem Herzen.*

Er erinnerte sich auch an das Mädchen. Das Gedicht hatte sie niemals zu Gesicht
35 bekommen. Niemand hatte je ein Gedicht von ihm zu sehen bekommen. Er wusste, dass niemand ihn verstand. Es war verwickelt: Sein Herz wollte damals vor Freude fast zerspringen, und all seine Gefühle wollten aus ihm heraus und in der Kälte den Sommer noch einmal aufleben lassen.

40 Aber er konnte es nicht. Die Angst, zugeben zu müssen, dass sie ihn nicht verstehen konnte, war zu gross. So legte er das Gedicht zu den anderen.

Irgendwann würde er alle hervorheben und sie jemandem zeigen. Vielleicht würde es irgendwann einen Menschen geben, mit dem er sie teilen konnte.

Er fühlte sich allein in jener Nacht. Nachdem sie ihn verlassen hatte. Und genau so allein fühlte er sich nun wieder. Er *wusste*, wie das kam. Er kannte die Gründe.

45

Doch er hätte sie nicht erklären können. Wozu auch? Sie lagen offen vor ihm. Er sah sie. Doch man verstand ihn nicht. 1

Es zog ihn nach draussen. In die Nacht hinaus. Er wollte die Menschen beobachten, wie sie ihr Leben lebten, in den vorgegebenen Bahnen. Sie wussten nicht, dass irgendein Gott über sie wachte und jeden ihrer Schritte lenkte. Und sie hätten, wenn sie es gewusst hätten, sich dagegen gewehrt, anstatt dem Gott zu vertrauen und das Leben zu geniessen. 5

Er zog den warmen Mantel an und verliess das Haus. 10

Die Stadt war erfüllt von Leben, auch zu dieser späten Tageszeit und in dieser Kälte. Ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Er genoss die Momente, in denen ihm bewusst war, dass sein Gott ihn lenkte. Er würde jemanden finden, mit dem er sprechen konnte. Dieser Jemand würde ihn nicht verstehen. Nicht verstehen können, aber *wollen*. Und das war ihm heute schon genug. 15

Er setzte sich im Park auf eine Bank und wartete einige Minuten. Der Mond erinnerte ihn an ihre Augen. Er war noch nicht ganz voll, was ihn die nächsten Tage mit freudiger Erwartung füllen liess.

Eine junge Frau spazierte durch den Park und hielt vor ihm inne. Sie lächelte ihn an und setzte sich zu ihm. 20

„Traurig?“ fragte sie.

„Nein. Unverstanden.“ erwiderte er.

Sie nickte. „Manchmal komme ich mir auch unverstanden vor. Von den Männern. Aber du scheinst nicht so zu sein.“

Er zuckte mit den Schultern. 25

Sie war die pure Unschuld. Sie hatte sich nicht geschminkt, und auch ihre Kleidung zeugte davon, dass sie nicht auf Männerfang hatte gehen wollen. Er schloss daraus, dass sie es nicht mochte, wenn Männer sie ansprachen.

Er sagte es ihr. Sie nickte und senkte den Blick.

Er nahm ihre Hand in die seine. Es war eine freundschaftliche Geste, die Wärme übertrug. In ihren Augen wurde der Mond glücklich reflektiert. 30

Er erzählte ihr von seinen Gedanken, von seinen Gedichten und davon, dass keiner ihn verstehen konnte. Sie nickte nur. Sie konnte ihn natürlich auch nicht verstehen. Aber sie verstand und akzeptierte, dass niemand ihn verstehen konnte. Ihr Blick zeigte Faszination. Es faszinierte ihn. 35

Er sprach lange mit ihr. Schliesslich sagte sie, dass sie es zwar sehr bedauere, aber sie müsse nun nach Hause. Er nickte, und sie ging.

Er blieb sitzen und war ganz in Gedanken versunken. Ein junger Mann kam vorbei. Er setzte sich schliesslich neben ihn.

Auch mit ihm diskutierte er lange seine Unverstandenheit. Der junge Mann war sehr klug und redegewandt. „Du hast grosses Glück, dass ich hier vorbeikomme.“ sagte er. „Ich kann dir helfen.“ 40

„Es ist kein Glück, dass du hier bist. Unsere Götter wollen es so. Und ob du mir helfen kannst, bezweifle ich.“ antwortete der letzte Romantiker.

Der Fremde nickte eifrig. „Doch, doch. Ich habe schon vielen solchen Fällen ge- 45

1 helfen! Es scheint dir aussichtslos zu sein, mit irgendjemandem darüber zu spre-
chen, aber ...“

Der junge Herr sprach über Freud und andere Psychologen. Aber am meisten
5 sprach er von „seiner eigenen unbedeutenden Meinung“ die seiner Meinung nach
alle anderen Theorien zu dem Fall des letzten Romantikers übertraf.

Der Romantiker seufzte. Der junge Herr schien zu spüren, dass er hier versagte,
trotz seines ungeheuren Einfühlungsvermögens und seines theoretischen und prak-
10 tischen Wissens über die Tiefen- und Seichtpsychologie. Er ging.

Der Romantiker blieb sitzen.

Sehr lange. Dann ging er nach Hause. Er dachte noch einmal über den vergange-
nen Tag nach und legte sich dann zur Ruhe.

15 Am nächsten Tag hatte das junge Fräulein, das er am Abend zuvor getroffen hatte,
eine kleine Gruppe - genannt „Die letzten Romantiker“ - gegründet. Als er an ihnen
vorbeikam sprach er ihr sein tiefstes Bedauern über die Entwicklung aus. Die An-
deren wollten mit ihm reden, das Wunder der Kommunikation erleben. Er sagte
ihnen, sie sollen erst einmal etwas über die Romantik lesen. Einen Western zum
20 Beispiel.

Konsterniert blieb die Gruppe zurück, als der Unverständene weiterging. Allein.

Er traf auch den Psychologen wieder. Er wollte an das vergangene Gespräch an-
knüpfen. Der Romantiker wünschte ihm nur einen schönen Tag, viele männliche
Nachkommen und dass sein Weg mit Jasminblüten bestreut sein möge.

25 Er hinterliess einen verstörten Menschen.

Er ging die Strasse hinunter und lächelte still in sich hinein. Die Sonne stand
warm über der Stadt und besorgte ihr den letzten Anflug von Sommer. Der letzte
Romantiker grüsste innerlich die Stadt, die Menschen und die Götter über ihnen.

30 Und langsam entschwand er den Blicken des Beobachters.

35

40

45

Mitten in der Wüste 1

(25. November 1995) 5

Ruhig liegt das Café am Rand der Wüstenstrasse. Ein Wind weht vom Westen her Sand und Sträucher über die Strasse. Die Sonne geht über den Bergen auf und sendet rote Lichtstrahlen über die Ebene. Die Schatten sind noch lang. Aber sie werden kürzer. In der Ferne leises Motorengeräusch. 10

Die Kasse klingelte laut, als der Alte die Geldschublade aufspringen liess, um das Geld zu verstauen. Er kurbelte die Jalousien hoch und öffnete die Tür. Licht überflutete das Café und zeigte den Staub, der über allem schwebte der Öffentlichkeit, die nicht da war. 15

Der Alte schaltete die Kaffeemaschine ein. Dann reihte er das Gebäck, das vor einer Stunde mit einem Laster gekommen war, in die Schaukästen ein. Er schaltete das Radio ein und pfiiff die Melodie mit. 20

Tochter Jennifer kam gerade ins Café gerannt, sich noch schnell die Schürze umbindend. „Morgen!“ rief sie. Der Vater erwiderte den Gruss und lächelte, während er sein Mädchen betrachtete. Sie war nun schon über zwanzig Jahre alt. Noch vor drei Jahren hätte er, wenn ihm jemand gesagt hätte, sie brauche einen Mann, mit einem Wutanfall reagiert. Jetzt wäre er froh gewesen, wenn sie sich endlich hätte entscheiden können, einen Mann zu nehmen. Sie war hübsch, und unter den wenigen Stammgästen begehrt. Jeder, der nicht in Begleitung seiner Familie ins Café kam, baggerte sie an. 25

Jennifer spielte nur mit den Männern. Manchmal nahm sie einen mit auf ihr Zimmer, um ihren Spass zu haben. Aber am anderen Morgen warf sie sie hochkant wieder hinaus. Es war noch keiner länger als zwölf Stunden mit ihr zusammen gewesen. 30

Ich will keinen Mann fürs Leben! Ich will jeden einzelnen Mann geniessen, wenn er kommt. So sprach sie zu ihm. „Ich hätte dich in die Stadt schicken sollen.“ murmelte er. Doch Jennifer hörte es nicht. Sie stellte die Aschenbecher auf die Tische, nun selbst die Melodie summend, die aus dem Radio drang. 35

Mike summte den Song, der aus dem Autoradio tönte. Es war kein gutes Gerät. Die Klänge überschlugen sich. Die Hauptsache war aber, dass es laut genug war. Der Wind trug den Klang schnell genug aus dem Cabrio. 40

Er klopfte den Takt aufs Lenkrad. Dann zog er sich eine Zigarette aus dem zerdrückten Päckchen auf dem Armaturenbrett. Der Zigarettenanzünder des Autos funktionierte nicht. Mike benützte ein Benzinfeuerzeug. Es war noch frisch, aber ihm kam es gelegen. Nach zehnstündiger Autofahrt war er ziemlich müde. Heisse 45

rdt verlag

37

1 Luft hätte ihn wohl einschlafen lassen.

Er hob die Hand an die Stirn, um das Licht nicht an die Augen zu lassen. In der
Ferne sah er eine Cafeteria. „Kaffee und Doughnuts!“ schrie er in den Wind. Und
gab Gas.

5 „Und ein Abenteuer!“ fügte er hinzu. Seit Jahren zog er durch das Land, immer
auf der Suche nach kurzen Jobs und flüchtigen Liebschaften. Er schnippte die Ziga-
rette in den Wind und beobachtete im Rückspiegel, wie sie funkensprühend auf
10 dem Asphalt landete.

Jennifer hatte sich an einen Tisch gesetzt, um die Zeitung zu lesen und einen Kaf-
fee zu trinken. Sie tat nun weder das eine noch das andere. Sie dachte nach. Carl
hatte sie vor einer Woche gehabt. Es war eine schöne Nacht gewesen. Er war richtig
15 süß gewesen, wie er am anderen Morgen um ihre Hand angehalten hatte. Dieser
Dummkopf! Sie schlief doch nicht mit ihm, um ihn zu heiraten! Er war traurig
gewesen, als er das Café verlassen hatte. Jenny hatte über die Männer im Allgemei-
nen und über Carl im Besonderen gelacht. Es war immer dasselbe. Und doch im-
mer wieder aufregend. Jenny gefiel das Leben, das sie führte.

20 Es wurde langsam Zeit, einen neuen aufzugabeln.

Mike stieg aus und trat in das Café. *Wie überall!* dachte er. Er sah den Alten und
bestellte einen Espresso und einen Doughnut. Dann setzte er sich an einen Tisch
und zündete sich eine Zigarette an. Dann erst sah er Jennifer, wie sie die Zeitung
25 sinken liess und ihn anstarrte. Ihre grossen, klaren Augen zeigten Erstaunen, Neu-
gier und - Gier.

Mike hob eine Augenbraue, dann wandte er sich dem Kaffee zu, den der Alte ge-
bracht hatte. Er blies eine Rauchwolke in die Luft und biss ein Stück vom Doughnut
ab. Dann sah er wieder in ihre Augen. Schnell schob Jenny die Zeitung wieder nach
30 oben. Jenny errötete sehr selten, und dann nur, weil sie es wollte. Jetzt aber klopfte
ihr Herz. Sie konnte es sich nicht erklären und schalt sich selbst eine Närrin. Er war
nichts weiter als ein neues Opfer.

Das Opfer nippte am Kaffee und spürte, wie seine Hand zitterte. Mike konnte sich
nicht erklären, wieso er plötzlich so nervös war.

35 Er stand auf und holte sich ebenfalls eine Zeitung. Beschäftigungstherapie.

Der Sand war nun schon heiss. Die Schatten verschwanden mehr und mehr. Der
Ventilator spendete kühle Luft. Das Radio spielte Rockmusik. Einer putzte lächelnd
Gläser. Zwei lasen verzweifelt Zeitung.

40

Mike wollte, dass endlich etwas geschah. Er bezahlte und verliess das Café. Jennifer
erschrak - wie erwartet - über diese Handlungsweise und lief ihm nach.

„Hey! Warte mal!“ rief sie.

„Ja, was gibt's?“ fragte er.

45

Sie begann zu stottern. „D-du siehst ... müde aus! Lange Fahrt gehabt?“ 1
 Er kratzte sich am Kopf. „Ja.“
 „Willst du dich nicht noch ein wenig ausruhen?“
 „Hmm... warum nicht?“ 5
 „Na - dann komm doch mit. Ich zeig' dir was!“
 Und sie führte ihn bei der Hand hinter das Café, wo eine Bank mitten in der Leere
 der Wüste stand. Blick auf die Berge im Westen.
 Sie setzten sich darauf. Und es kam, was kommen musste. 10
 Beide Opfer. Beide Täter.

Abschied am Abend. Niemand weint. Sie wünschen sich gegenseitig Glück bei
 der Jagd. Er steigt ins Auto und fährt davon. Kein Winken. 15

Jennifer sitzt auf ihrem Bett und weint. Sie hat mitfahren wollen. Mit ihm hätte
 sie es ausgehalten. Ein paar Tage zumindest.

Mike tritt aufs Gas. Er hat bleiben wollen. Mit ihr hätte er es ausgehalten. 20

Das Café liegt ruhig am Rand der Wüstenstrasse. Ein Wind weht vom Westen her
 Sand und Sträucher über die Strasse. Die Sonne geht über den Bergen unter und
 sendet die letzten roten Lichtstrahlen über die Ebene. Die Schatten sind wieder
 lang. Sie verschwinden im Dunkel der Nacht. In der Ferne entschwindet das Moto-
 rengeräusch. 25

30

35

40

45

1

Die Kunst des Herbert Mandolf

(30. Oktober 1995)

5

10 Ein neuer Tag, ein neues Leben! Das war das Motto von Herbert Mandolf. Er versuchte, an jedem Morgen zu vergessen, was gestern war, an jedem Tag mit frischer Unvoreingenommenheit an die Menschen und an die Arbeit zu gehen und am Abend den Tag wie vor dem Tod Revue passieren zu lassen.

15 Herbert Mandolf war Künstler. Manchmal malte er, manchmal schrieb er. Gedichte schrieb er selten, doch wenn er welche schrieb, hatten sie immer das gewisse Etwas, das den Leser in eine fremde, schöne Welt entführt.

20 Dass er jeden Tag aufs Neue unvoreingenommen der Welt begegnete, führte dazu, dass seine Kunst äusserst positiv und optimistisch ausfiel. Er malte der Menschheit ein neues Paradies, schrieb die Regeln für ein Utopia nieder und schrieb ein Gedicht, das, wenn alle Menschen sich danach gerichtet hätten, die Welt verändert hätte.

Aber die Menschen taten es nicht. Sie lasen wohl seine Werke, bewunderten sie, sagten staunend „Oh!“ und „Aaah!“, aber die Kunst des Herbert Mandolf war eben Kunst und hatte mit dem Leben nichts zu tun. Dem Künstler hingegen war egal, 25 was die Leute über seine Werke dachten, denn, wenn sie sie lasen, betrachteten oder hörten, dann war nicht er es, der sie geschrieben oder gemalt hatte. Das war der Herbert Mandolf aus einem früheren Leben gewesen.

30 Die Zeilen, die ich jetzt hier verfasst habe, sind - meiner Ansicht nach - äusserst wichtig zum Verständnis für Herbert Mandolfs seltsamen Tod. Ich war, als ich davon hörte, dass er gestorben sei, ein Verehrer seiner Kunst, und auch sein Wesen hatte etwas Betrachtenswertes, wie ich fand. Ich erkannte, wie Mandolf den Tag anging, wie er ihn erlebte und wie er ihn beendete.

35 Es war nachmittags um drei Uhr an einem schönen Frühlingstag, als mich meine Sekretärin auf einen Zeitungsartikel aufmerksam machte, der über den Tod des Künstlers geschrieben worden war. Ich las erstaunt, vielleicht auch ein wenig verwundert, von seinem Tod, der am Abend davor stattgefunden hatte.

Die Todesursache konnte nicht genau festgelegt werden. Das Herz hatte einfach aufgehört zu schlagen.

40 Er war nicht krank gewesen, das wusste ich, hatte ich ihn doch drei Tage vor seinem Tod noch besucht. Er war fröhlich wie immer gewesen, zeigte mir freudig seine neuen Gemälde und zwei Texte und hörte sich dankbar meine Kommentare an. Herbert Mandolf war überhaupt nie krank gewesen.

45 Ich nahm mir den Rest des Tages frei und ging den Weg zu Mandolfs Wohnung zu Fuss. Er lebte in einem Quartier, wo man einen so berühmten Künstler nicht erwarten würde, ein Quartier von Arbeiterfamilien der unteren Schicht, eine Woh-

nung war dort recht billig. Allerdings war sie auch nicht schön gelegen und nicht
sehr geräumig. Herbert Mandolf hatte sich nie um Geld gekümmert. Er hatte sich
irgendwann seine Philosophie zurechtgelegt, angefangen zu schreiben und einen
Verlag gefunden, der seine Geschichten und Gedichte druckte und auch seine Bil-
der zu Ausstellungen brachte und verkaufte. Er hatte sich nie pro Werk bezahlen
lassen, man sollte ihm einfach genügend Geld geben, dass er seine Wohnung be-
zahlen und sich drei Mahlzeiten pro Tag leisten konnte. So war es geschehen, zum
guten Profit des Verlags.

Ich erreichte seine Wohnung um halb vier Uhr, klopfte an, aber wie erwartet öff-
nete niemand.

Die Tür war nicht verschlossen, das war sie nie. Herbert Mandolf hätte gelacht,
wenn ihm jemand gesagt hätte, dass auch in solche Wohnungen schon eingebro-
chen worden sei.

Und er hätte damit vielleicht sogar recht gehabt. Ich stellte mir vor, wie ein Räu-
ber in Mandolfs Wohnung erschien und sagte: „Hände hoch!“

Herbert Mandolf hätte nur gelächelt, die Hände unten gelassen und ihm alles
freiwillig gegeben, was der Räuber haben wollte. Er besass nicht viel, und er wurde
von seinem Verlag unterhalten.

Die Wohnung war jetzt anders als noch vor ein paar Tagen. Es war dunkel, die
Rollos waren heruntergelassen, so dass nur ein paar vereinzelte Lichtstrahlen den
Staub in der Luft beleuchteten. Die Wohnung war leer und tot. Sie war nicht mehr
vollständig ohne ihren Bewohner.

Herbert Mandolf fehlte der Wohnung sehr. Ich nahm die letzten drei Bilder in
Augenschein, die er gemalt hatte. Zwei waren Bilder, die er im Park eingefangen
hatte. Ein Teich mit zwei Enten. Ein Baum in voller Blüte. Das dritte jedoch zeigte
eine dunkle, ja schwarze Stadt. Grosse Türme ragten in ihrem Zentrum auf, irgend-
wie schräg und verzogen. Die Häuser rundherum waren klein, gedrungen, als fürch-
teten sie sich. Auch bei ihnen stimmten die Proportionen nicht. Überall sah man in
den Details unmögliche Windungen, wie im berühmten Eulerschen Dreieck, das
sich in sich selbst schliesst, oder dem Wasserfall, der immer hinunterfließt und
trotzdem einen Kreis schliesst. Aber anders als bei jenen Darstellungen entwickelte
dieses Bild Ekel, Abscheu, Übelkeit geradezu.

Alles war irgendwie falsch, verkehrt, in sich verdreht.

Das Bild konnte nicht von Herbert Mandolf sein, es durfte nicht! Und doch, in
den winzigen Details konnte man ihn heraushören. Man erkannte den Pinselstrich
hier und dort wieder. Und plötzlich der Gedanke: Trägt dieses Bild die Schuld an
Mandolfs Tod?

Und dann der innerliche Schrei: „Ja!“

Mit ungetrübter Gewissheit.

Dieses Bild stammte von Herbert Mandolf und es war verantwortlich für seinen
Tod. Es zeigte eine Erkenntnis auf, die Erkenntnis, dass die Welt nicht so war, wie er
sie in jedem seiner Leben gesehen hatte. Eine Umkehr von Allem, was Mandolf
kannte. Eine Abwendung vom Hellen ins Dunkel, vom Leben in den Tod. Und wie

rdt verlag

41



1 er sonst jeden Morgen auferstanden war, um neu ins Leben zu starten, war er in
jener Nacht verstorben, um am neuen Tag in den Tod zu starten.
5 Ich verliess die Wohnung verwirrt, verwundert, unfähig, das Bild der dunklen
Stadt zu vergessen.

10

15

20

25

30

35

40

45



Zu spät! 1
(22. Oktober 1995) 5

Zwei Menschen trafen sich letztthin an der Bushaltestelle. Der eine war zu spät 10
aufgestanden, hatte nicht die ganze Tasse Kaffee getrunken, war schlecht rasiert
und hatte den einen Bus verpasst, der ihm die Verbindung zum Zug ermöglicht
hätte. Der andere war schon seit zwei Stunden auf den Beinen, hatte gemütlich
geduscht, den Kaffee ausgetrunken, sich Pläne für den freien Tag gemacht und
schliesslich entschieden, den Bus zu nehmen. 15

So war der eine schon da, schaute andauernd auf die Uhr, verglich sie mit dem
Fahrplan und schenkte beiden böse Blicke, während der andere langsam der Bus-
haltestelle entgegenspazierte und den einen mit einem Lächeln im Gesicht
begrüsste.

„Morgen!“ sprach der Mürrische. „Zu spät ist es schon! Ich müsste bereits am 20
Bahnhof sein!“

Der Gemütliche sagte nur: „Ach, müssten Sie.“

Der Mürrische fuhr auf: „Ja! Mein Chef wird mir wieder einmal eine Standpauke
halten, über Pünktlichkeit, und was sie über einen Menschen aussagt!“

„Wird er.“ Der Gemütliche nickte. 25

„Aber sicher!“

Nichts.

„Warum hat mich meine Frau auch erst geweckt, als es schon zu spät war?“ stellte
der Mürrische eine rethorische Frage.

Der Gemütliche sagte nichts. Zuckte mit den Schultern. 30

„Ach, was wissen Sie schon!“

„Wahrscheinlich nicht viel.“

Stille.

Dann, der Gemütliche: „Er wird Ihnen also eine Standpauke halten.“

„Ja!“ 35

„Weil Sie eine halbe Stunde zu spät kommen.“

„Genau.“

„Und deshalb kocht Ihr Blut so?“

„Aber natürlich!“

„Hmm...“ machte der Gemütliche. „Lassen Sie mich einmal laut denken: Sie kom- 40
men also eine halbe Stunde zu spät und wissen, dass Sie deshalb gerügt werden?“

„Genau!“

„Hmm...“ machte der Gemütliche wieder. „Sie sind also ganz sicher, dass der Chef
Ihnen diese Standpauke halten wird?“

„Ja, sicher doch! Macht der jedes Mal, wenn einer zu spät kommt.“ 45

rdt verlag

43



1 „Warum regen Sie sich dann auf?“
Der Gemütliche stieg in den Bus, der gerade angerollt war und schenkte dem
Mürrisch-Nachdenklichen ein letztes Lächeln.
5 Der Mürrische blieb stehen.

10

15

20

25

30

35

40

45



Das Haus am Ende des Dorfes

1

(6. April 1995)

5

Es war im Jahr 1988, als ich Zeuge einer Begebenheit wurde, die ich bisher nie jemandem erzählt habe. Und ich glaube, es weiss überhaupt niemand davon, ausser mir. Denn die Leute, die damals dabei waren, wussten am Ende nichts mehr von dem, was damals passierte. Ich weiss auch nicht genau, warum *ich* noch alles weiss. Aber nun zu den eigentlichen Geschehnissen.

10

Es fing damit an, dass ich mit meinem Wagen in das kleine Dorf fuhr. Ich war vorher drei Jahre lang durch die Schweiz gezogen, ohne jemals wirklich irgendwo zu bleiben. Das geht - auch in einem kleinen Land wie der Schweiz.

15

Mir fielen damals zuerst die alten Häuser auf. Allesamt wirkten sie älter, als sie waren (das stellte ich jedoch erst später fest: die Häuser waren zum Teil kaum fünfzig Jahre alt, aber alle wirkten viel älter). Doch gegen Ende des Dorfes stand auf einer kleinen Anhöhe ein schmuckes Häuschen mit gelber Fassade und roten Fensterläden. Auch das Dach war rot. Es passte sich so gut in das malerische Dörfchen ein, als hätte es jemand dorthingekotzt. Entschuldigen Sie bitte diesen Ausdruck, aber das war genau jener, der mir damals einfiel, als ich das Haus zum ersten Mal sah. Ich wusste nicht recht, wohin ich mich wenden sollte, denn Gästezimmer schien hier niemand zu vermieten. Also ging ich zuerst einmal in das einzige Restaurant des Dorfes.

20

Ich traf dort auf den Wirt, den ich ein wenig über das Häuschen auszufragen versuchte. "Guten Tag, Herr Wirt. Ich bin auf der Durchreise und suche ein Zimmer für ein paar Nächte. Wüssten Sie vielleicht..."

30

"Das gibt es hier nicht, mein Herr. Im ganzen Dorf gibt es keine Zimmer zu mieten."

"Hmm. Dann muss ich wohl mein Zelt irgendwo aufschlagen. Wissen Sie einen Platz, an dem das möglich wäre?"

"Hmm ... lassen Sie mich überlegen. Ja! Wenn Sie in nördlicher Richtung aus dem Dorf fahren, sehen sie rechts ein kleines Wäldchen. Dort können Sie auf der Wiese davor Ihr Zelt aufbauen. Wollen Sie etwas essen?"

35

Ich wollte. Schliesslich musste ich sowieso etwas essen, und ausgefragt hatte ich ihn auch noch nicht gerade.

Der Wirt brachte mir schliesslich eine Wurst und Kartoffelsalat. Und dazu eine Flasche Bier und ein Glas.

40

Ich bedankte mich und fragte ihn, ob er sich nicht ein wenig zu mir setzen wollte. Er kam an meinen Tisch, nachdem er ein paar Gläser abgewaschen hatte, und bald darauf kam auch ein angeregtes Gespräch in Gang.

"Das Haus am Ende des Dorfes meinen Sie?" Ich nickte. Der Wirt auch. Lange.

45

rdt verlag

45

1 “Es ist ein seltsames Haus, mein Herr! Gehen Sie lieber nicht dorthin. Es wohnt
eine Frau dort, die nie mit jemandem spricht. Sie ging seit ihrer Ankunft nicht ein
einziges Mal einkaufen! Und sie hat auch keinen Wagen oder ein anderes Trans-
5 portmittel, mit dem sie in ein anderes Dorf einkaufen gehen könnte. Nur sehr sel-
ten verlässt sie ihr Haus, und das auch nur nach Sonnenuntergang. Sie geht dann
immer in den Wald. Nie hat jemand gesehen, was sie dort tut. Ich sage Ihnen: Ge-
hen Sie lieber nicht dorthin!”

10 Ich lächelte ob dem offensichtlichen Aberglauben des Wirtes. Er schlug sich sogar
ein Kreuz. Der Wirt hatte mit seinen Worten meine Neugier auf das Haus und die
Frau natürlich erst richtig geweckt. So ass ich ziemlich hastig zu Ende und verab-
schiedete mich dann schnell mit der Entschuldigung, das Zelt noch aufbauen zu
müssen.

15 Was war wohl so seltsam an dieser Frau, dass niemand sie jemals angesprochen
hatte? Das war die Frage, die ich mir stellte. Denn anscheinend hatten die Dorfbe-
wohner den Kontakt mit der Frau nicht gesucht. Ich fuhr mit dem Wagen zu der
Stelle, die der Wirt mir beschrieben hatte. Dort packte ich mein Igluzelt aus und
baute es auf, wozu ich keine zehn Minuten benötigte. Dann zog ich mir noch eine
20 kleine Jacke über, denn es war ein wenig kühl und auch schon ein wenig dunkler
geworden.

Der Weg zu dem Häuschen war nicht weit. Ich musste nur die Strasse überqueren.
Von dort aus führte ein schmaler Pfad zum Häuschen hinauf.

25 Die Neugier hatte mich erfasst und ich kam nicht auf den Gedanken, dass ich
mich in Gefahr begeben könnte. Aber als ich genau unter der Anhöhe (und damit
unter dem Haus) stand, sah ich, dass das Haus bei Dämmerung einen völlig ande-
ren Anblick als bei Tag bot. Als ich am späten Nachmittag das Haus zum ersten Mal
gesehen hatte, hatte es komisch, sogar lächerlich gewirkt.

30 Jetzt wirkte die Farbe, die zuvor gelb gewesen war, wie blasses Weiss. Das Rot
erinnerte mich an frisches, warmes Blut. Jetzt, als der Mond allein das Haus be-
leuchtete, wirkte alles dunkler und gefährlicher.

Ich hielt inne und schaute mich um. Alles war ruhig. Fast zu ruhig, wie es mir in
jenem Moment erschien. Ich versuchte, mich selber zu beruhigen, indem ich for-
schen Schrittes weiterging. Schliesslich stand ich vor der Tür und wusste nicht, was
35 ich eigentlich hatte tun wollen! Um nicht unsicher zu werden, drückte ich den Klin-
gelknopf.

40 Es dauerte eine Weile, bis ich Geräusche aus dem Haus wahrnahm. Es waren lei-
se, fast nicht hörbare Schritte, die sich der Tür näherten. Als sich die Türe öffnete,
blickte ich sofort wie gebannt auf die Gestalt, die dort erschienen war. Sie war eine
wirklich unirdisch schöne, dunkle Frau.

Ich möchte erklären, was ich mit “dunkel” meine. Sie war keine Schwarze. Sie war
aber auch nicht nur schwarzhaarig. Sie war auch nicht bloss schwarz gekleidet. Al-
les an ihr war irgendwie unheimlich und dunkel. Sie trug ein langes, schwarzgraues
Kleid, das ihre Körperformen nicht versteckte, sondern betonte. Die Ärmel gingen
45 gegen die Hände auseinander. Ihre Lippen waren beinahe das Einzige, was von ih-

rem Gesicht durch die schwarzen Strähnen hindurch zu erkennen war. Denn sie
waren schwarz angestrichen. Die Augen hatte sie anfangs geschlossen. Als sie sie
öffnete, schienen sie mir schwarz entgegenzuleuchten. Und dann irgendwann muss
ich das Bewusstsein verloren haben. Denn als ich wieder erwachte, lag ich auf einer
Couch, den Kopf auf den Schoß der dunklen Frau gebettet. Ich schrak zusammen
und hätte beinahe geschrien. Doch dann hielt mich ihr Blick wieder gefangen. Jetzt
erst fiel mir auf, dass ihre Augen zwar rabenschwarz waren, aber trotzdem unglaublich
warm wirkten. Ich hatte das Gefühl, dass ich von dieser Frau bewusstlos gemacht
worden war. Ich *wusste* es. Aber gleichzeitig fühlte ich mich zu dieser Frau
hingezogen, war völlig fasziniert von ihr. Ich war wie geistig umnachtet, als ich in
ihren Augen ertrank.

Dann hörte ich das erste Wort aus ihrem Mund: "Hallo."

Und sie lächelte dabei. Ich stotterte ebenfalls ein "hallo" und setzte mich dann
auf. Ich konnte nur in ihre Augen starren, war nicht fähig, den Blick abzuwenden.
Und als ich merkte, dass sie über mein Verhalten lächelte, musste ich mich
zusammenreißen, um die Augen kurz schliessen zu können.

"Was ist mit mir geschehen?" fragte ich sie. Ich wollte noch mehr Worte aus ihrem
Mund hören. Wollte wissen, ob sie mich anlügen würde. Nein, eigentlich wollte ich
wirklich nur ihre sanfte Stimme noch einmal hören, ihr Lächeln sehen, in ihren
Augen versinken. Und sie sprach. "Ich habe dich bewusstlos gemacht, als du vor der
Tür standest. Dann habe ich versucht, deinen Geist zu beeinflussen, wie ich es mit
jedem Besucher mache. Aber es hat nicht funktioniert. Und deshalb lebst du noch."

Ich war schrecklich müde, und eigentlich hatte ich zu jenem Zeitpunkt gar nicht
begriffen, was sie mir da sagte. Aber jedes ihrer Worte hatte sich in meinen Geist
eingebrannt, denn ich sog alles in mich auf, was von ihr ausging. Sie war eine Traum-
frau! Oder eine Alptraumfrau? Es war mir egal. Sie faszinierte mich so sehr, dass
ich alles dafür getan hätte, auch nur eine Minute ihre Gegenwart voll und ganz
geniessen zu können. Aber ich brauchte nichts dafür zu tun. Sie schenkte mir ihre
Gegenwart und ich war ihr dankbar dafür. Sie war die schönste Frau, der ich in
meinem bisherigen Leben begegnet war.

Und dann geschah das, was ich die ganze Zeit über befürchtet hatte. Aber ich hat-
te überhaupt nicht mehr daran gedacht, weil ich nicht wollte, dass es so war. Sie
sprach es aus: "Normalerweise töte ich nämlich jeden, der zu meinem Haus kommt.
Ich hypnotisiere sie, wenn sie bewusstlos sind mit meinen geistigen Kräften. Dann
ziehen sie sich vor mir aus und nehmen ein Messer, um sich die Pulsadern aufzu-
schneiden. Dann lassen sie das Blut in einen Kelch aus Silber fließen, aus dem ich
dann, während der Mensch stirbt, das Elixier des Lebens trinke. Aber dich konnte
ich nicht beeinflussen. Das macht dich für mich zu etwas Besonderem. Ich sehe
dich nicht als Nahrung an. Du sollst mein Gefährte für diese Nacht sein. Mit dir
werde ich die ganze Nacht verbringen.

Ich genoss alles. Die ganze Nacht lang. Als ich am anderen Morgen zu meinem
Zelt ging, fiel ich mehr hinein. Ich schlief bis in den Nachmittag hinein.

1 Schliesslich zog ich mich an und ging in das Restaurant, in dem ich am Tag zuvor
mit dem Wirt gesprochen hatte. Er war anwesend und bediente mich zuvorkom-
mend.

5 Bald, als er nicht mehr so viel zu tun hatte, setzte er sich zu mir und erzählte mir,
dass heute mittag ein Mann zu dem Haus gegangen sei, und dass man seither nichts
mehr von ihm gehört hätte. Er erzählte mir jetzt auch, dass dies schon ein paar Mal
vorgekommen wäre.

10 Ich verschwieg ihm mein Erlebnis. Ich verschwieg auch, dass ich sehr wohl wusste,
was mit den Männern passiert war. Aber der Wirt wollte auch nicht viel von mir
wissen, vielmehr erzählte er mir die neuesten Gerüchte aus dem Dorf. Die Meinun-
gen über das Haus liess er nicht aus.

15 Ich blieb noch lange im Restaurant, und als ich spät in der Nacht mein Zelt er-
reichte, war die Frau darin.

“Ich habe auf dich gewartet.” sagte sie, als ich zu ihr ins Igluzelt kroch. “Ich konnte
die Nacht kaum abwarten.”

20 Ich wusste nicht warum, aber ich vergass schon wieder, was sie eigentlich war. Sie
war nicht der Vampir, der den Dorfbewohnern das Blut stahl. Sie war die schönste
Frau der Welt. Und wieder wurde es Nachmittag, bis ich mich von der Nacht erholt
hatte.

Als ich dann wieder ins Restaurant kam, erzählte mir der Wirt von drei neuen
Opfern der Frau. Ich war zuerst schockiert. Doch eigentlich hatte ich ja gewusst,
25 was diese Frau alles tat. Ich war derjenige, der wusste, was mit den Menschen ge-
schah, die ins Haus hineingingen.

Doch auch jetzt sagte ich dem Wirt nichts von meinem Wissen. Ich ass in Ruhe
mein Abendessen und ging dann wieder zum Zelt zurück. Ich erwartete, die dunk-
le Frau dort anzutreffen, aber sie war nicht da. Eigentlich war ich ganz froh darüber.
30 Ich wusste nicht, ob ich angesichts der vielen Opfer noch eine Nacht mit der Frau
verbracht hätte.

In dieser Nacht plagten mich die Alpträume. Ich war in ihrem Haus und tat alles,
was sie wollte. Schliesslich schnitt ich in meine Arme und füllte den Becher, aus
dem sie dann mein Blut trank. Sie lachte hässlich. Und doch war alles an ihr so süss
und lieblich...
35

Ich stand schliesslich auf, als draussen alles noch feucht und grau war. Nebel-
schwaden krochen über die Wiese, auf der ich mein Zelt aufgestellt hatte.

Das Haus der dunklen Frau wirkte durch den Nebel hindurch wie ein kleines,
verzaubertes Hexenhäuschen. Manchmal sah man das blutrote Dach. Ich fürchtete
40 mich wie ein kleines Kind, aber ich ging trotzdem zu dem Haus. Auch als ich dieses
Mal den schmalen Weg zu dem Häuschen hinaufging, war es wieder seltsam still.
Vor der Tür blieb ich kurz stehen, und die Tür schwang auf. Doch niemand war zu
sehen. Also trat ich ein. In der Stube jedoch geschah etwas, dass mir das Blut in den
Adern gefrieren liess.

45

Ein Mann schlitze seine Pulsadern auf und liess das Blut in den silbernen Kelch fließen. Ich blieb wie vom Blitz getroffen stehen. Die Frau nahm den Kelch und trank in leer, während der Mann starb. Dann drehte sie sich zu mir um und blickte in meine Augen. Von ihren Mundwinkeln rannen langsam zwei schwere Blutropfen herab. Sie sagte: "Ich habe dich angelogen. Auch dich kann ich beeinflussen." Ich wollte rückwärts zur Tür hinaus, aber ich konnte mich nicht rühren.

Ich wurde bewusstlos. Ich wusste, dass dies mein Tod war, und ich akzeptierte dies. Aber es kam anders, als ich und auch die dunkle Frau es gedacht hatten.

Ich erwachte, ein Messer in meiner Hand. Ich hatte schon dazu angesetzt, eine Pulsader aufzuschneiden. Der Kelch stand vor mir auf dem Boden. Ich sah, wie ein Dutzend Männer die Stube stürmten. Die dunkle Frau schrie in Panik auf. Doch irgendwie schaffte sie es, den Fackeln, die die Männer trugen, zu entgehen.

Irgendwann sanken ein paar Männer bewusstlos zusammen. Die Blicke der anderen Männer wurden leer. Dann verschwand die Frau vor meinen Augen. Sie wurde nicht durchsichtig. Sie war einfach weg. Aber sie zwinkerte mir zu, bevor sie ging. Und mit ihr verschwand das Haus.

Ich weiss nicht, was es noch zu erzählen gibt. Die Männer wussten anschliessend nichts mehr von der dunklen Frau und dem Haus. Das ganze Dorf hatte alles vergessen. Ich war der Einzige, der von der Vampirin wusste.

Und ich weiss, dass ich ihr eines Nachts wieder begegnen werde. Aber, ob ich dann sterben werde, oder ob ich mit ihr die Nacht durchstreifen werde, weiss ich nicht. Ich fürchte mich vor beidem.

1

Die Frau aus meinen Träumen

(17. Oktober 1995)

5

10 Folgende Zeilen stammen aus dem Jahre 1991. Damals hatte ich die Geschichte mit dem Haus am Ende des Dorfes natürlich noch nicht vergessen, aber sie war bereits wieder ein wenig in den Hintergrund getreten...

15 In letzter Zeit war ich ein wenig sesshafter geworden. Das heisst, ich fuhr nicht mehr quer durch alle Lande, sondern blieb meist ein paar Wochen oder Monate an einem Ort, bevor ich wieder weiterzog.

20 Vor drei Wochen fingen dann die Träume an. Ich war gerade in einem Vorort von Lausanne in der Schweiz und übernachtete in einem kleinen Hotel. Ich fühlte mich so wohl wie schon seit langer Zeit nicht mehr. Es war wieder Sommer und die Menschen um mich herum blühten sichtlich auf, so dass auch ich mich schliesslich dem allgemeinen Drang nach Sommer nicht entziehen konnte.

25 Ich blieb meist bis lange in der Nacht in Lausanne, meistens fuhr mich irgendein reiches Mädchen nach Hause, Zugverbindungen gab es so spät nicht mehr und mein Auto hatte vor ein paar Tagen den Geist aufgegeben. Ich hatte mich noch nicht darum kümmern können, ein neues zu kaufen.

30 In dieser Nacht jedoch blieb ich allein und so kam ich gar nicht erst ins Hotel zurück.

35 Ich beschloss, am Bahnhof zu bleiben, bis der erste Zug fahren würde. Ich wollte eigentlich nicht einschlafen, weil es mir dort nachts doch ein wenig zu unsicher war. Schliesslich fielen mir aber die Augen doch zu.

40 *Ich schwebte auf das Haus zu, ohne irgendetwas tun zu können. Allerdings wollte ich auch gar nichts dagegen tun. Ich wusste nicht, was mich bei dem Haus erwartete, und ich war neugierig.*

Ich schwebte durch die Tür hinein, die sich wie von Geisterhand für mich öffnete, und mitten ins Wohnzimmer.

Dort kniete eine dunkle Frau am Boden, die Hände weit ausgestreckt und nach oben gerichtet, den Kopf im Nacken, die Augen geschlossen. Ich wurde vor sie hingelegt.

Ich setzte mich auf und wartete.

45 *Plötzlich schaute mich die dunkle Frau an. Ihre schwarzen Augen glänzten von einem unbekanntem Feuer und ihr Lächeln hatte keine Wärme. Ihr Blick durchbohrte mich. Dann nahm sie ein Messer von irgendwoher und reichte es mir herüber. Ich nahm es und schnitt mir die Pulsadern auf. Mit dem Blut, das aus meinen Handgelenken quoll, füllte ich einen silbernen Kelch.*

Ich wurde schwächer und schwächer.

Und dann sprach sie mit sanfter Stimme: „Ich werde kommen, Liebling. Bald werde ich wieder bei dir sein.“

50

rdt verlag

In dem Moment wachte ich schweissüberströmt auf. Ich fasste mir an die Handgelenke, aber natürlich war alles in Ordnung. Der Zug fuhr ein. Ich hatte über zwei Stunden geschlafen. 1

Ich war verwirrt und ich hatte Angst vor der dunklen Frau, die ich schon kannte. Ich kannte sie aus dem Haus am Ende des Dorfes, das ich vor zwei, drei Jahren aufgesucht hatte. Sie war die Vampirin, die Hexe, die so viele Menschen auf ihrem Gewissen hatte. Die Frau, die ich geliebt hatte. 5

Als ich im Hotel angekommen war, legte ich mich ins Bett und schlief ein paar Stunden. Alpträume hatte ich keine mehr. Aber ich wusste, sie würde wieder zu mir sprechen. Es war nicht einfach nur ein Alptraum gewesen. Sie war bei mir gewesen. Ich wusste, dass sie in meine Gedanken dringen konnte, warum also nicht in meine Träume? 10

Ich liess mir eine Zeitung aufs Zimmer bringen. Als ein Junge sie brachte, bestellte ich auch noch etwas zu essen, ich hatte trotz des Alptraums Hunger. 15

Bei Kaffee und Brötchen las ich die Zeitung. Ich schob den Löffel im Kaffee hin und her und kaute Brot, während ich einen Blick auf die letzte Seite der Zeitung warf, auf der immer kleine, manchmal amüsante Berichte zu lesen waren. Dort entdeckte ich das Bild. 20

Es war nicht farbig, deshalb konnte ich nicht erkennen, ob das Häuschen gelb war, mit einem roten Dach. Aber ich wusste es. Es war das Haus, das ausgangs des Dorfes gestanden hatte, als ich vor drei Jahren dort war. Die dunkle Schönheit war zurückgekehrt, um hier zu wüten. Ein eiskalter Schauer rann mir den Rücken hinter. 25

Ich warf den Rest des Brötchens in den Abfalleimer und leerte den Kaffee in einem Zug.

Dann verliess ich das Hotel mit der Zeitung, um mir ein Auto zu kaufen und zu dem Häuschen zu fahren. Ich musste sie wiedersehen. Ich musste einfach. 30

In der Zeitung stand, dass das Häuschen wie aus dem Nichts aufgetaucht war. In einem anderen Bericht wurde gesagt, dass die vielen Vermisstenanzeigen noch nicht aufgeklärt waren. Sie war da. Das Haus wurde auch im Zusammenhang mit den Vermissten erwähnt. Diejenigen, die vermisst wurden, wollten dahin. 35

Ich fuhr mit meinem neuerstandenen Wagen quer durch das Dorf. Und dann sah ich die Anhöhe, auf der das Haus stand.

Gelb. Ein hässlich kitschiges Gelb. Und blutrot das Dach und die Fensterläden. Es war wie im Traum. Ich stieg aus dem Wagen und ging auf das Häuschen zu. Doch plötzlich wurde mein Gang von einer geistigen Barriere aufgehalten. „Halt!“ schrie es in mir. „Ich bin noch nicht so weit.“ 40

Unter geistigem Zwang ging ich zum Wagen zurück und fuhr ins Hotel. Ich schaute den ganzen Tag fern und ging nach dem Abendessen gleich ins Bett.

Und ich träumte wieder...

45

*rdt*verlag

51

1 *Ich lag bereits im Sterben. Die dunkle Frau trank aus dem silbernen Kelch von mei-*
nem Blut. Dann setzte sie ihn ab und leckte sich die vollen roten Lippen. Und sie sagte:
5 *„Ich werde zu dir kommen. Du sollst nicht zu mir kommen. Sonst passiert das, was*
eben jetzt in deinem Traum passiert. Lass es nicht geschehen, du bist zu schön.“
Mit diesen Worten beugte sie sich vor, um mich zu küssen, während ich starb.

10 Ich erwachte mit Kopfschmerzen. Das ist eines der Gefühle, die ich nicht sehr
gerne mit mir herumtrage. Ich bestellte Kaffee auf mein Zimmer und rauchte eine
Zigarette. Der Kopfschmerz verschwand nicht davon, aber ich hatte nachher das
Gefühl, mitten im Tag zu stehen. Und das tat gut.

15 Ich gehorchte automatisch den Befehlen aus meinem Traum, ohne weiter dar-
über nachzudenken. Ich fuhr nach Lausanne, wo ich einige Läden besuchte, mich
mit Jeans und T-Shirts eindeckte und ein paar Kaffees mehr trank.

Ich hatte am Abend keine Lust auf irgendwelche Parties. Die Träume plagten mich.
Ich betrank mich mit verschiedenen Drinks, die ich eigentlich nicht mochte.

20 Dann fuhr ich ins Hotel zurück und legte mich besoffen, wie ich war, ins Bett. Ich
schief nicht gleich ein. Ich hatte Angst vor den Träumen. Und trotzdem wünschte
ich mir, dass die dunkle Frau zu mir kam. Am besten noch in dieser Nacht. Ich
schief dann doch kurz ein, wachte aber wieder auf, weil der Wind, der durch das
offene Fenster hereinwehte kalt an meine nackte Haut schlug.

25 Vor meinem Bett stand die dunkle Frau. Sie zeichnete ein Pentagramm in die Luft
und legte sich zu mir ins Bett, nachdem sie den langen schwarzen Umhang abge-
legt hatte.

Als ich am anderen Morgen aufwachte, wusste ich nicht, ob es nur ein Traum
gewesen war. Auf jeden Fall war das Bett - ausser mir - leer. Doch ihr schwerer,
süßter Duft lag noch in den Laken. Und ich fühlte mich nicht schlecht. Keine Kopf-
schmerzen. Ich lächelte.

30 Die Zeitung war heute voll von Berichten über meine schwarze Geliebte. Nur - sie
wurde mit keinem Wort erwähnt. Aber man hatte Opfer von ihr gefunden. Keiner
glaubte an einen Selbstmord von über zwei Dutzend Menschen innerhalb zweier
Tage. Alle hatten sich die Pulsadern aufgeschnitten und waren verblutet.

35 Da wurde mir meine alte Frage wieder bewusst: *Würde ich bei unserer nächsten*
Begegnung sterben, oder mit ihr die Nacht durchstreifen? Was hatte sie mit mir vor?
Wollte sie mich als Begleiter bei sich haben? Mich zum Vampir machen? Wahr-
scheinlich spielte sie nur mit mir. Sie würde mich töten.

40 In dieser Nacht kam sie wieder. Aber diesmal nicht, um mit mir zu schlafen, son-
dern um mit mir zu reden.

„Ich habe lange nachgedacht,“ begann sie, „und ich bin zu dem Schluss gekom-
men, dass ich viel lieber mit dir durch die Welt ziehen würde, als allein. Ich fühle
mich manchmal sehr einsam.“

45 Ich überlegte mir meine Antwort darauf gut. „Weisst du, du faszinierst mich im-

mer wieder. Ich könnte mir nichts Schöneres vorstellen, als mit dir auf die Reise zu 1
gehen. Aber gleichzeitig will ich auch kein Vampir werden, wie du es bist. Ich finde
dich immer noch gewalttätig, denn das bist du!“

Sie lächelte still. Dann sagte sie: „Wenn ich ehrlich bin, mir dreht sich dafür der 5
Magen um, wenn ich dich Kaffee trinken sehe, oder ein Brötchen essen.

„Du wirst dich schon daran gewöhnen, anderes Futter zu bekommen, im Gegen-
teil, es wird dich anziehen, während dich anderes Essen abstossen wird.“

Ich konnte das zwar nicht glauben, aber ihre Faszination war zu gross. Ich streck- 10
te meine Arme aus. Ich wusste, dass ich, würde ich länger darüber nachdenken,
einen Rückzieher machen würde, und das wollte ich in jenem Moment nicht.

Sie gab mir ein Messer und schaute tief in meine Augen. Dann stellte sie den sil-
bernen Kelch vor uns in die Mitte. Sie zeichnete über dem Kelch ein Pentagramm
in die Luft und sprach ein paar Worte. 15

Ich war sofort wie in Trance, aber trotzdem war ich mir bewusst, was ich tat. Ich
schnitt meine Pulsadern mit dem feinen Messer auf. Dann, als das Blut in kurzen
Stössen aus mir drang, lenkte ich es in den Kelch um. Dort sammelte sie einen
Becher, trank ihn aus und stellte mir den Kelch wieder hin. Ich wurde immer schwä- 20
cher. Bis der letzte Tropfen Blut aus mir gewichen war, blieb ich bei Bewusstsein.
Und kurz bevor ich starb, spürte ich, wie eine Flüssigkeit meine Lippen berührte.
Ich öffnete noch einmal meine Augen und sah, wie schwarzes Blut von ihrer Hand
in meinen Mund floss. Ich starb zuversichtlich lächelnd.

Dunkelheit umgab meinen Geist wie eine schützende Mauer. Ich wollte die Augen 25
öffnen, aber die Helligkeit liess sie mich wieder schliessen. Schmerz blitzte auf und
liess mich noch einmal in tiefe Bewusstlosigkeit fallen.

Als ich das nächste Mal erwachte, schien das Licht weniger hell zu sein. Ich öffne-
te meine Augen. Ich blickte in das Gesicht der dunklen Frau. Sie lächelte mich an.
Ich versuchte zurückzulächeln, aber es misslang mir. Ich fühlte mich schwach, zu 30
schwach, um meine Gesichtsmuskulatur richtig zu bedienen.

Ich war leer.

Die dunkle Frau gab mir aus ihrem silbernen Becher zu trinken. Die bittersüsse
Flüssigkeit gab mir meine Kräfte zurück. Ich lächelte jetzt dankbar, und sie drückte
mir einen Kuss auf den Mund. 35

Als ich in den Kelch blickte, sah ich, dass sich darin Blut befand.

Ich schrie auf.

In mir breitete sich etwas aus, dass nicht bloss Angst sein konnte, es war auch
keine Panik. Es war der Schrecken vor mir selbst. 40

45

1

Die Blume am Wegesrand

(1. August 1995)

5

10 Wie still sie steht. Wie unbeweglich. Wie langweilig. Tagein, tagaus dasselbe Leben. Das wäre nichts für mich.

Mancher Mensch mag das denken, während er im Zug in die Fabrik oder ins Büro fährt.

15

Früh am Morgen, wenn die Sonne erst ein wenig Licht, noch nicht aber die Wärme des kommenden Sommertages auf die Erde schickt, reckt sich die Blume am Wegesrand, öffnet ihre weisse Blüte ein wenig und fängt damit an, das zu tun, was sie jeden Morgen tut. Sie spürt die prickelnde Frische des Taus auf ihren Blättern und auf ihrem Stiel. Die grossen weissen Blütenblätter fangen an, sich zu entfalten.

20

Grau das Gesicht, müde der Blick. Die Dusche hat nicht geholfen. Kaffee muss her. Die Maschine seufzt. Der Kaffee ist schwarz und heiss, aber nicht gut. Zwei Stück Zucker. Ein Schluck Bio-Past-Hyperultrasterilisiert-Milch hinein. Gut gerührt. Eigentlich ungeniessbar. Aber es weckt die letzten noch vorhandenen Lebensgeister.

25

Der Tau verschwindet langsam. Zeit, sich um das zu kümmern, was jetzt wichtig ist. Mit jedem kleinsten Teil ihrer selbst nimmt die Blume auf, was an ihr und um sie herum geschieht. Sie kann nicht sehen. Aber sie fühlt die kleinste Veränderung ihrer Umgebung.

30

Ein feines Lüftchen streicht von der Morgensonnenseite her zu ihr. Begrüssst sie. *Guten Morgen, Blume. Wie geht es Dir heute?* Und die Blume streckt sich nun ganz und zeigt der Welt die volle Pracht der Blütenblätter.

35

Es riecht nach Verkehr, Staub und Dreck. Im Bus stinkt es nach Schweiß. Ein Kollege, den er nicht wirklich mag, grüsst ihn: „Hallo, Alter! Jeden Morgen früh ‘raus, hä?“ Er grinst zurück. Die Falten um den Mund fallen in die Ausgangsstellung zurück. *Kümmere dich um deinen Dreck!* Der Bus kommt mit einem Quiet-schen und einem Ruck zum Stehen. Eine blecherne Stimme meldet: „*Endstation, Alles aussteigen!*“

40

Die erste Biene des frühen Morgens fliegt über das Stück Wiese am Wegesrand. Alle bemühen sich, geben Duftstoffe ab, zeigen ihre Blüten. Der Zufall will es, dass die erste Biene die kleine Blume mit den grossen weissen Blütenblättern aufsucht. Schwer senkt sich das Gewicht des Insekts auf den Kelch, doch die Blume erträgt

45

54

rdt verlag

das Gewicht gern. Solange ihr Stiel es noch mitmacht, möchte sie nicht darauf ver- 1
zichten. Wärme überflutet die Wiese. Die Luft ist still.

Er sitzt im Zug. Liest die Zeitung. Ein lästiges Insekt, Biene, Wespe, egal was, 5
schwirrt durchs Abteil. Klatsch! Vorbei. Hauptsache es passiert etwas. Das
gleichmäßige Ruckeln des Zuges trägt dazu bei, dass die Müdigkeit wiederkehrt.

Der Boden bewegt sich. Es rüttelt und stört. Aber es gehört dazu. Die Blume hat 10
sich daran gewöhnt. Es bringt kühlen Wind. Die kleine Blume grüsst den Wind.

Er blickt zum Fenster hinaus. Wiese. Eine kleine, hässliche Blume. Wie still sie
steht. Wie unbeweglich. Wie langweilig. Tagein, tagaus dasselbe Leben. Das wäre
nichts für mich.

Ich doch nicht. 15
Nicht ich.

20

25

30

35

40

45

rdt verlag

55

1

Das Tagebuch des Raymond Varrey

(29. Januar 1996)

5

10 Heute, im Jahre 1923, ist von Feragon auf keiner Karte mehr etwas zu sehen. Niemand weiss etwas von diesem Dorf, ausser ein paar wenigen Leuten, und die schweigen lieber darüber, als sich mit den Behörden in London über Hexerei unterhalten zu müssen.

15 Auch ich, der ich von Feragons Geschichte weiss, werde niemandem erzählen, was ich selbst dort erlebte. Nur hier, in meinem Tagebuch, möchte ich es aufschreiben, damit ich wenigstens das Ganze ein wenig verarbeiten kann. Zwanzig Jahre habe ich mich damit gequält. Ich kann nicht mehr. Ich werde sterben, das weiss ich. Aber es ist eine Erlösung für mich. Denn in mir ist ein Teil, der leben will, um Böses zu tun. Nur mit Mühe hielt ich oft schon es zurück. Nun bin ich schon fast sechzig
20 Jahre alt. Und meine Kraft lässt nach. Gott weiss, was passieren mag, wenn ich dem bösen Teil in mir ein zweites Mal die Macht über mich überlasse.

Ich spürte diesen Teil in mir das erste Mal, als ich an meinem siebenunddreissigsten Geburtstag in das Heimatdorf meines Grossvaters ging, um ein wenig Familienforschung zu betreiben. Mein Grossvater war Randolph Varrey
25 gewesen. Er hatte meinem Vater, Randolph Varrey jr. ein grosses Vermögen hinterlassen, das ich beim Tode meines Vaters, als der erst fünfundzwanzig Jahre alt war, erhielt.

Ich war ein reicher junger Narr. Für lange Zeit. Bis ich, Raymond Varrey, nach Feragon kam.

30 Die Ahnenforschung war für mich nichts weiter als eine Freizeitbeschäftigung, wie für so viele. Ich reiste mit leichtem Gepäck in meinem Automobil, das ich mir als reicher Londoner Unternehmer leisten konnte, im Jahre 1903 nach Feragon. Drei Jahre nach den seltsamen Geschehnissen am Ashton Place 9 in London, wo ein Freund von mir, ein Robert Craven, beinahe ums Leben gekommen wäre. Ich habe
35 seither wenig von ihm gehört, er schien sich entweder nicht mehr um das Gesellschaftsleben der Reichen in London gekümmert zu haben, oder er war weggezogen.

40 Man munkelte, er sei ein Hexer, ein echter Magier. Mich faszinierten diese exzentrischen Geschichten. Deshalb wollte auch ich meinen Ahnen nachgehen, um vielleicht auf etwas ähnlich Aufregendes zu stossen wie das, was man über Craven erzählte.

Hätte ich doch nur davon abgesehen. Aber ich war wohl zu verblendet.

Jedenfalls fuhr ich in Feragon ein, und suchte ein Hotel, fand aber keines. Auch eine Gaststätte schien es in diesem Dorf nicht zu geben.

45 Da mich dies seltsam anmutete, betrachtete ich die Häuser ein wenig genauer.

56

rdt verlag

Alle Häuser wirkten alt, und irgendwie *verfault*. Das war das Wort, das mir damals nicht einfiel, aber es passt genau auf den Eindruck, den ich von den Häusern hatte. Es waren kaum Menschen auf der Strasse, die ich nach einer Gaststätte hätte fragen können, also wandte ich mich an den Polizeiposten, den ich zwischen den anderen Häusern des Dorfes entdeckte.

Ich betätigte den Klopfer, und trat ein. Ein verunstalteter Mann blickte von seinem Schreibtisch auf, und grinste mich mit Augen, die tief in ihren Höhlen lagen an. „Guten Tag, der Herr! Was wollen Sie hier?“

Ich sagte ihm, dass ich auf der Suche nach Daten über einen Vorfahr von mir sei, und er antwortete mir, dass ich es da am besten bei dem kleinen Zeitungsverlag auf der anderen Strassenseite versuchen solle. Ich bedankte mich für seine Hilfe, und fragte ihn auch nach einer Gaststätte. Er schüttelte nur den Kopf und sagte: „Keine Chance, Fremder. Es gibt hier niemanden, der ein Hotel benötigt. Und auch Sie werden nicht länger als einen Tag hierbleiben, glauben Sie mir!“

Ich zuckte mit den Schultern und verliess den Polizeiposten, um mich in der Druckerei nach meinem Grossvater zu erkundigen.

Nach einem langen und mir sehr unangenehmen Gespräch mit einer verkrüppelten Dame, die am Empfang arbeitete, bekam ich die einzige Ausgabe, die etwas über meinen Grossvater enthielt für zwei englische Pfund. Ich wusste, dass ich zuviel für eine alte Zeitung bezahlte, aber ich wollte auch nicht unbedingt sparen, wenn es darum ging, etwas über meinen Grossvater zu erfahren.

Ich packte die Zeitung in meinen Wagen und wollte so schnell wie möglich das Dorf wieder verlassen, denn die verfaulenden Mauern und die verkrüppelten Menschen waren mir irgendwie unheimlich. Ausserdem war da ein seltsamer Geruch. Feragon war ein wirklich unangenehmer Ort.

Plötzlich jedoch trat ein junger Mann vor mich, der eigentlich ganz normal aussah, aber er hatte Geifer zwischen den Lippen und er murmelte etwas über das Ende des Fluchs. Dann goss er einen Kanister Benzin an das Druckereigebäude und warf den leeren Kanister zu etwa zehn weiteren, die leer auf der Strasse lagen.

Jetzt wusste ich auch, was das für ein seltsamer Geruch war. Dieser Mann hatte vor, die ganze Stadt anzustecken! Ich startete den Motor meines Automobils und fuhr so schnell ich konnte an das Ende des Dorfes, von dem ich hergekommen war.

Ich sah, wie die ersten Flammen von den Dächern eines Hauses aufstiegen, und dunkler Rauch bildete bereits eine Wolke über dem Dorf. Bald schon brannte ganz Feragon, doch keine Feuerwehr rückte aus. Und schliesslich hörte ich etwas, was mich sehr verwunderte: Freudengeschrei. Ich spürte Furcht in mir aufsteigen. Nackte Angst. Und mit der Furcht kam noch etwas Anderes. Etwas Fremdes und doch Vertrautes. *Wissen*. Ich besass Wissen, das mir helfen konnte, das zu verstehen, was hier passierte. Doch ich wollte es nicht zulassen. Ich fürchtete mich auch davor.

Das Dorf brannte nieder, vor meinen schreckgeweiteten Augen. Und das Freudengeschrei verstummte mit den Schreien der Schmerzen.

Ich konnte nicht anders. Ich fuhr wieder ins Dorf, auf den Platz, wo der Mann das Feuer entzündet hatte. Und dort schlug ich die Zeitung auf, und las:

1 Der Magier sprach keine Worte. Seine Blicke sagten den Menschen, was er ihnen
zu sagen hatte. *Ihr kennt mich nicht! Und doch verflucht ihr mich. Ihr wisst nicht, was*
5 *ihr mit eurer Unzulänglichkeit anfangen sollt. Und doch wollt ihr mich töten. Ihr fürch-*
tet meine Allmacht. Und doch glaubt ihr, mich mit dem Feuer töten zu können. Ihr
irrt euch!

Das Volk, das sich um den Feuerstoss versammelt hatte, wich ein paar Schritte zurück. Ein Bauer rief: „Nun tötet ihn endlich! Entzündet das Feuer!“

10 Und ein Diener des Lehensherrn nahm die Fackel und entzündete den
Flammenstoss, auf dem der Magier verbrennen sollte. Das Feuer wurde schnell
grösser, die Flammen leckten bereits an den Kleidern des Hexers. Doch bevor der
Schmerz des Feuers den Magier überwältigen konnte sprach er einen letzten Fluch
über das Dorf, in dem er gelebt hatte: *„Ihr wisst nicht, was ihr tut. Doch ich vergebe*
15 *euch nicht. Verflucht sei dieses Dorf, und alle, die hier stehen und sehen, wie ich ster-*
be. Die Kinder, die ihr von jetzt an gebärt, ihr Frauen dieses Dorfes, werden verkrüp-
pelt sein, geistig, wie auch körperlich. Sie werden das Dorf niemals verlassen können.
Und ihre Kinder, und die Kinder dieser Kinder. Bis in alle Ewigkeit. Nur der Flam-
20 *mentod wird diesen Fluch lösen können. Erst, wenn sich das Volk des Dorfes mit dem*
Dorf verbrennt, wird niemand mehr zu leiden haben. Doch ich werde in den Flam-
men auferstehen, und wie der Phönix aus der Asche des Dorfes auferstehen!“

Er schloss die Augen und starb. Und wenn der Fluch nicht schon die Angst im Volke schürte, so tat sein Anblick es, wie schon oft. Sein Gesichtsausdruck war reine Glückseligkeit. Ein Lächeln wie auf Engelsgesichtern, und die Augen leuchteten so klar.

Anonymus, im 18. Jahrhundert, Feragon.

30 Und dann las ich noch einen Abschnitt, in dem gesagt wurde, dass Randolph Varrey
der einzige Mann aus dem Dorf gewesen sei, der nicht bis zum Ende geblieben sei.
Nach der Rede des Hexers hatte er Feragon verlassen. Er war nach London gegan-
gen, wie ich wusste. Etwas stieg in mir auf. Keine Furcht diesmal. Etwas ganz und
gar Andersartiges. Ich fing an, laut und schrecklich zu lachen, und ich trat auf den
verkohnten Leichen der verkrüppelten Menschen herum.

35 Ich weiss nicht, ob mit meinem Tod der Hexer stirbt. Ich hoffe es, denn er scheint
mir durch und durch böse zu sein, auch wenn er vor seinem ersten Tod Anderes
erzählt hat. Wer immer dieses Tagebuch nach meinem Tod an sich nehmen wird,
soll es sicher verwahren, am besten verbrennen. Es dient nur meinem Seelenfrie-
den. Ich möchte nicht, dass mich das Wissen im Tode quält. So trinke ich nun das
40 Gift, das ich mir gemischt habe. Und scheidet, endlich, aus dem Leben.

45

58

rdt verlag

Die Welt ist, wie sie ist 1

(29. Januar 1996) 5

Ein Trumer sitzt auf einem Stein und sieht die Welt. Er träumt davon, wie schön sie wäre, wenn sie wäre, wie er will. 10

Ein Optimist trinkt Wein und sagt, dass alles sich zum Guten wendet.

Ein Realist trinkt Kaffee und weint über das Schicksal, von dem er weiss, dass es die Welt und ihn ereilt.

Ein König sieht, wie die Welt nun ist. Er befiehlt, sie zu verändern. 15

Ein Romantiker sieht alles, wie es ist, und schreibt es auf. Er lobt, was ihm gefällt, und äussert auch die Zweifel, die er hat. Und sagt, dass jeder seinen Willen haben soll.

So sitzt noch heute der Trumer auf dem Stein und träumt.

So trinkt noch heute der Optimist den Wein und lacht. 20

So trinkt noch heute der Realist den Kaffee und weint.

So sieht noch heute der König, wie es ist, und befiehlt.

So ist die Welt noch, wie sie war.

25

30

35

40

45

rdt verlag

59

1

Purvents Bild der Welt

(25. Februar 1996)

5

10 Dieser Tag war einfach wundervoll für Simon Purvent. Dichte Wolkenfelder in dunkelgrau und schwarz bedeckten den ganzen Himmel, es regnete in Strömen und er sass zuhause vor dem Fenster, mit Stiften und Pinseln und einem riesigen Blatt Papier auf der Staffelei, die er neben sich aufgestellt hatte.

15 Immer, wenn Simon malte, machte er sich zuerst ein paar Gedanken über Dinge, die ihn im Moment gerade interessierten. Wenn er dann genügend Einfälle gesammelt hatte, versuchte er sie auf dem Papier zu ordnen.

So spiegelte das Werk am Schluss sowohl seine Gefühle als auch seine logischen Gedanken wieder, was ihm am meisten gefiel.

20 Zuerst lächelte er nur eine Weile vor sich hin, liess die kalte Luft und den Regen durch das geöffnete Fenster auf sein Gesicht.

Dann ein erster Gedanke.

Konnten Menschen, die sich nicht künstlerisch betätigten, überhaupt nachvollziehen, wie schön ein solcher Sonntagnachmittag sein konnte? Verregnet und stürmisch, wie er war?

25 Wahrscheinlich nicht. Er bedauerte diese grauen Menschen, die den ganzen Tag nur mit Arbeit und den Abend mit lautem Gelächter und Bier verbrachten.

Gibt es zwei Sorten von Menschen... die Künstler und die Arbeiter?

30 Simeon Purvent zählte sich selbst zu den Künstlern, weil er wirklich nichts lieber tat, als sich auf der Malfläche auszutoben und später seine eigenen Werke zu analysieren.

Und das schönste war sein Verhältnis zu anderen Künstlern: Simon kannte viele Schriftsteller, Maler, Musiker und Schauspieler. Er unterhielt sich gerne mit ihnen über deren und seine Kunstwerke. Denn irgendwie fühlte er, dass nur ein anderer Künstler seine Werke richtig beurteilen konnten. Für die meisten Menschen gab es als Urteil für ein Kunstwerk nur die Worte: „Schön!“, „Hässlich!“ und „Interessant!“.

Es gibt noch eine dritte Kategorie von Menschen: Diejenigen, die zwar selber eher zu den Arbeitern gehören, aber durchaus einen Sinn für Kunst haben.

40 Simon kannte durchaus auch solche Menschen. Es waren die Menschen, die seine Bilder kauften. Manche waren ein wenig aufdringlich, aber von vielen Liebhabern seiner Arbeit hatte er schon sehr nette Briefe erhalten.

Gibt das ein Bild?

Ja, dachte er. Und malte los.

45 Er malte zuerst eine graue Menschenmasse, unter denen es solche hatte, die

anstatt Gesichtern Zifferblätter und Digitalanzeigen hatten, anstatt Hände Hämmer
und Schraubenzieher. Diese Masse ging an einer kleineren Gruppe von Menschen
vorbei, die Kunstwerke präsentierten. Simon malte sich selbst als einen
Schriftsteller, der den Menschen Bücher hinstreckte. Sie nahmen sie jedoch nicht.
Dazu kam ein Maler, der auf seine Bilder deutete, ein Musiker, der auf einer
goldenen Flöte spielte und ein Schauspieler, der auf einer Bühne stand, mit einem
Totenkopf in der Hand.

Und noch eine Menschengruppe kam dazu. Sie standen etwas abseits der grauen
Masse und blieben dort, um sich die Kunstwerke anzusehen. Und während es auf
die ganze Szenerie in Strömen Regen goss, wurde diese Gruppe verschont. Sie
hatten ein wenig Farbe im Gesicht und wirkten einfach nur glücklich.

Simon reinigte seine Pinsel und legte sie zurück, wohin sie gehörten. Dann nahm
er einen Fön, mit dem er das Bild trocknete. Danach räumte er auf, liess die Staffel
aber so stehen, dass er sie von seinem Bett aus betrachten konnte. Er schaute wieder
zum Fenster hinaus, und sah, dass es zu regnen aufgehört hatte. Die Wolken
verzogen sich langsam, die Sonne wagte es fast, ihre Strahlen zu Simon ins Zimmer
zu schicken.

Simon Purvent lächelte der Sonne ermutigend zu, schloss das Fenster und legte
sich auf das Bett, um sein Bild zu betrachten. Ein Bild der Welt, wie sie war.

1

5

10

15

20

25

30

35

40

45

1

Henry Plakat

(24. Februar 1996)

5

10 Henry Plakat führte ein einfaches Leben. Er hatte einen einfachen Job und sprach eine einfache Sprache. In seiner Freizeit befasste er sich mit Gartenarbeit und mit der Lösung der Frage nach dem Sinn des Lebens.

15 Als er wieder einmal im Garten Unkraut jätete, fiel ihm plötzlich etwas auf. Er tat dies, weil es ihm Spass machte. Weil es ihm Freude bereitete, die Pflanzen wachsen zu sehen. Weil es sein Leben mit einem Sinn erfüllte, wenn er zusah, wie seine Arbeit gedieh und Früchte trug. Und daraus folgte sein erster Satz des Sinnes des Lebens: TU, WAS DEINEM LEBEN EINEN SINN GIBT.

20 Damit ging er zu den grossen Gelehrten seiner Zeit. Er sprach mit ihnen, doch weil er sich nicht richtig auszudrücken wusste und ständig von Gartenarbeit sprach, was den Philosophen ein wenig seltsam erschien, verspotteten sie ihn nur. Das stimmte Henry Plakat sehr traurig.

Er ging wieder nach Hause und widmete sich seinen Pflanzen. Er fragte sich, ob vielleicht sein Geistesblitz zu einfach ausgefallen war. Zweifelte an seiner Fähigkeit, die Probleme zu erkennen und Lösungen zu finden.

25 Schliesslich jedoch entschied er sich dafür, nach seinem Satz zu leben, egal, ob ihn die Gelehrten verspotteten. So lange das, was er tat, seinem Leben einen Sinn gab, fühlte er sich wohl.

30 Als er sich mit fünfundsechzig Jahren zur Ruhe setzte und im Sommer oft spät noch im Garten sass und mit seinen Pflanzen redete, kam ihm die Idee, dass er ein Buch über sein Leben schreiben könnte.

Er nahm sich Zeit. Er führte diese Arbeit sorgfältig zu Ende. Als er über achtzig Jahre alt war, wurde sein Buch veröffentlicht. Er war stolz, und er wusste, dass er auch die letzten zwanzig Jahre seinem Leben einen Sinn gegeben hatte.

35 Sein Garten war so schön wie nie, als er in seinem neunzigsten Lebensjahr auf der Bank in seinem Garten verstarb.

Man fand ihn dort mit seinem Buch auf dem Schoss, ein friedliches Lächeln auf dem Gesicht.

40

45

62

rdt verlag

Valence Monë

1

(24. Februar 1996)

5

Der Hang zum Dramatischen kostete Valence Monë mehr als einmal beinahe das Leben. Sie spielte gerne mit Menschen. Doch es gab natürlich auch welche, die das nicht vertrugen. Sie spielte gerne mit Männern, aber auch mit eifersüchtigen Frauen.

10

Als Valence Monë schliesslich in ihrem dreiundvierzigsten Altersjahr verstarb, hatte sie sich noch einen letzten Scherz für die Männer ausgedacht, die sie in ihren letzten Monaten (als Valence schon wusste, dass sie an Krebs sterben würde) um sich gehabt hatte.

15

Sie hatte all die Männer (es waren sieben an der Zahl) dazu gebracht, ihr einen Heiratsantrag zu machen. Jedem hatte sie mit ‚Ja!‘ geantwortet. Und jeder der Männer war davon überzeugt gewesen, dass Valence Monë nur einen Mann liebte. Egomane!

20

Alle sieben Hochzeiten wurden für den 27. März 1996 geplant. Alle um zwei Uhr in der Sacré Coeur in Paris. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, war Valence Monë verschwunden. Sie hatte sich in ihr Häuschen in der Schweiz zurückgezogen, um zu sterben. Sie wusste, dass es nicht mehr lange dauern konnte. Damit aber ihr letzter makabrer Scherz aufgehen würde, durfte niemand wissen, wo sie war.

25

Doch es gab für Valence unvorhersehbare Komplikationen. Diese hatten mit einem Mann zu tun, den sie in Zermatt, wo ihr Häuschen stand, kennenlernte. Er bewohnte ein Ferienhäuschen, das ein wenig über dem von Valence gelegen war. Er sah oft zu, wie Valence auf der Terrasse ihres Häuschens spazierenging. Er wunderte sich, dass er die Frau, die ihm so gefiel nie mit einem Mann sah. Und dass er sie nie in einer der Bars traf, die er abends besuchte. Schliesslich wagte er es, sie in ihrem Haus zu besuchen. An einem sonnigen Tag, an dem er eigentlich, wie viele andere Feriengäste in Zermatt vorgehabt hatte, skifahren zu gehen.

30

Doch als er das Haus verlassen wollte, sah er Valence Monë wieder auf ihrer Terrasse stehen. Er zog sich um, da er schon seine Skiausrüstung angezogen hatte, und ging zu ihrem Haus. Er klingelte an der Tür, nachdem er seine Nervosität überwunden hatte.

35

Doch Valence hörte das Klingeln der Türglocke auf der Terrasse nicht. Also stieg der Mann die Treppe hinauf auf die Terrasse, wo er in das wunderschöne Gesicht einer erschrockenen Valence blickte. Sie wirkte blass und krank, aber nichtsdestotrotz wunderschön.

40

Er fragte sie als erstes, ob ihr etwas fehle, ob er ihr irgendwie helfen könnte. Und Valence, die nicht vorhatte noch einmal mit Männern zu spielen, sagte ihm, dass

45

rdt verlag

63

1 sie an Krebs leide und bald sterben werde. Und dass er ihr dabei gerne Gesellschaft leisten dürfe. Bei diesem Satz spielte sie mit ihrem Lächeln, das nur ganz fein in ihren Mundwinkeln spielte.

5 Der junge Mann war zuerst bestürzt, dann fasste er sich jedoch, und sie setzten sich zusammen auf die Terrasse. Valence erzählte den ganzen Tag lang von ihren Abenteuern, die sie auf der Welt erlebt hatte, und der junge Mann hörte zu, lachte dann und wann und erzählte seinerseits manche Liebesaffäre, durch die er gegangen war.

Sie nahmen zusammen ein Mittagessen ein, erzählten sich am Nachmittag weiter voneinander, und als sich die Sonne langsam dunkelrot färbte und den Abend einläutete, und es merklich kälter wurde, gingen sie ins Haus, wo er im Kamin ein Feuer entfachte und sie zwei Gläser mit Brandy füllte.

15 Es kam ihr seltsam vor. Nun hatte sie ein Leben lang mit den Männern gespielt, aber mit diesem einen hatte sie es nicht getan. Sie hatte ihm ihre Sünden erzählt, und er hatte ihr mit seinem fröhlichen Lachen die Absolution erteilt. *Wie ein Pfarrer am Sterbebett*. dachte Valence.

Der junge Mann erzählte ihr beim Brandy weitere Episoden aus seinem Leben. Dann, ohne weiteren Zusammenhang sagte er, dass sie sehr schön sei. Dass vor allem ihre Augen und der Spott, der darin zu erkennen sei, es ihm angetan hätten.

Valence war wahrscheinlich das erste Mal in ihrem Leben verlegen. So wie er es sagte, war es das schönste Kompliment, das sie jemals bekommen hatte.

25 Diese Nacht verbrachte Valence Monë nicht allein, und auch nicht die fünf folgenden. In der sechsten Nacht starb sie.

In dieser knappen Woche hatte Valence ihm alles über ihren letzten Scherz erzählt, und er hatte ihr versprochen, in Paris zu sein, um zu sehen, was da passieren würde. Sozusagen an ihrer Stelle als Beobachter. Damit wenigstens jemand mit ihr darüber würde lachen können. Der Pfarrer, der all die Männer mit der einen Frau trauen sollte, hatte von ihr einen Brief bekommen, in dem sie alles erklärte. Sie schrieb auch, dass es ihr letzter Wunsch sei, dass den sieben Männern nichts erzählt würde, bevor nicht der 27. März 1996 angebrochen sei.

Den letzten Wunsch einer sterbenden Frau konnte der Pfarrer doch nicht in den Wind schlagen, sagte Valence. Wenn er auch noch so makaber war.

35 Nach Valences Tod ging der junge Mann wie versprochen nach Paris. Es war der fünfzehnte März, als er ein Zimmer im Zentrum der Metropole nahm. Als Alleinerbe von Valence Monë konnte er sich das ohne weiteres leisten.

Er war natürlich traurig, dass sie gestorben war, aber irgendwie fand er das ganze Geschehen einfach nur witzig, genauso wie es auch Valence gesehen hatte. Der Schalk, der in ihren Augen gesessen hatte, hatte sich in den paar Tagen, in denen sie sich geliebt hatten, auf ihn übertragen.

Und so konnte er es kaum erwarten, den sieben Gehörnten die traurige Nachricht zu überbringen.

Er trug wahrlich eine schwere Bürde - und grinste dabei.

45 Der Tag kam, die Sonne schien und der junge Mann ging zur Sacré Coeur. Er sah

zu, wie die sieben Ehemänner in falscher spe sich anstarrten, wie sie ärgerlich wurden, wie der Pfarrer versuchte, die Männer zu beschwichtigen, und wie zwei sich beinahe niederschlugen. 1

Als sich die Szene ein wenig beruhigt hatte, ging er auf die Gehörnten zu und sagte zu ihnen: „Jungs, ich habe euch eine traurige Nachricht zu überbringen. Valence Monö, die ihr alle gern geheiratet hättet, ist vor etwas mehr als zwei Wochen in Zermatt, in der Schweiz, gestorben. Sie hatte Krebs und wusste, dass sie sterben würde. Dieser ganze Scherz sollte ihr Abschiedsgeschenk an euch sein.“ Er grinste. Sieben Männer nicht. 5 10

Der junge Mann wurde am darauffolgenden Tag aus der Seine gefischt. Er war tot. Aber das Lächeln, das seine Lippen fein umspielte, seit ihn die Männer aus der Kirche hinausgetrieben hatten, hatte er nicht mehr verloren. Und wer weiss, vielleicht lachen Valence und er nun gemeinsam über diesen letzten Scherz, den die beiden der Welt gespielt hatten... 15

20

25

30

35

40

45

rdt verlag

65

1

Das Mondmädchen

(8. Mai 1996)

5

10 Sie sass oft im Café und trank still und alleine eine Tasse Kakao. Ich war oft da und beobachtete sie, wie sie ins Leere starrte, manchmal etwas erblickte, was ihre Aufmerksamkeit anzog. Sie lächelte dann kurz entrückt. Ihre Augen hatten einen Glanz, der von fremden Welten erzählte.

15 Manchmal glaubte ich, darin zu erkennen, was in ihr vorging. Aber wahrscheinlich wurde nur meine eigene Phantasie durch ihr seltsames Wesen angeregt.

Die Leute sprachen über sie. Sagten Dinge, die mir nicht gefielen. Dass sie verrückt sei, oder zurückgeblieben. Auf jeden Fall in unserer realen Welt nicht lebensfähig.

20 Sie blickte nie jemandem direkt in die Augen, ausser, wenn sie etwas ganz Bestimmtes wollte. Wenn sie die Bedienung nach einem Kakao fragte. Diese schaute sie dann meist noch eine Sekunde lang an, nachdem sie die Bestellung aufgeschrieben hatte. Ein Blick dieses Mädchens musste phantastisch sein.

25 Sie faszinierte mich so sehr, dass ich nachts von ihr zu träumen begann. Sie war das Mondmädchen. In meinen Träumen blickte sie mir in die Augen. Wenn ich nach solchen Träumen morgens aufwachte, hatte ich ein seltsames Gefühl von Wärme in mir, konnte ihren Blick aber trotzdem nicht beschreiben. Ich erinnerte mich, ihren Blick im Traum gesehen zu haben, aber ich wusste nicht wirklich, wie es gewesen war.

30 Meine Freunde machten sich über sie lustig, sagten, sie fliege nachts auf einem Besen spazieren. Sie sei eine Hexe.

Zauberin würde wohl besser passen. Ich sagte das auch einmal, aber meine Freunde lachten nur darüber.

35 Einer meiner Freunde kam am 22. April 1997 zu uns und sagte, dass in dieser Nacht der letzte Vollmond vor Beltane sein würde, und dass die Hexe sicher den Mond anheulen würde. Es sei eine magische Nacht nach Hexenglauben.

Meine Freunde lachten darüber. Sie wollten sie am Abend verfolgen, sehen, was sie tat.

40 Ich blieb im Café, bis sie kam. Meine Freunde waren längst nach Hause gegangen, um sich Fackeln zu fertigen, mit denen sie dem Mädchen Angst einjagen wollten. Sie wollten so tun, als würden sie sie als Hexe verbrennen wollen.

Ich war in Gedanken, als das Mondmädchen das Café betrat. Sie setzte sich an einen freien Tisch und bestellte einen Kakao.

Ich dachte daran, was meine Freunde vorhatten und starrte sie dabei an.

45 Plötzlich sah sie auf und schaute mir in die Augen. Es war, als schiesse mein

Gehirn Photos. Momentaufnahmen wurden in mein Gehirn gebrannt. Ihre Augen, das Wesen, das Erkennen in ihren Augen, die Dankbarkeit. 1

Als ich wieder klar denken konnte, hatte sie ihren Kakao getrunken, war aufgestanden und gegangen. 5

Ich war der Realität so entrückt, wie ich mir den Zustand vorstellte, in dem das Mondmädchen ständig war. Eine andere, zweite Welt war in mir entstanden. Ich liebte dieses Mädchen. Ich hatte zuvor nie geliebt und würde nie ein anderes Mädchen lieben können. Das Mondmädchen war die Liebe meines jungen Lebens. 10

Am Abend traf ich mich mit meinen Freunden vor dem Haus, in dem sie wohnte. Sie machten Witze über sie, und über mich, weil ich schon so blickte wie sie.

Dann ging es los. Der Vollmond hing über unseren Köpfen. Gross und rund, ein helles, warmkaltes Licht. Das Mondmädchen kam aus ihrem Haus, wandte sich nach Norden, dem Wald zu. 15

Wir folgten ihr in einigem Abstand, damit sie uns nicht sah.

Sie ging in den Wald hinein, folgte einem unbekanntem Weg. Dann lichtete sich der Wald. Eine grosse Wiese tat sich vor uns auf, und wir sahen, wie sie auf die Mitte der Lichtung hinaustrat. Dort entstand Nebel wie aus dem Nichts. Sie trat hinein - und war verschwunden. Der Nebel verschwand wieder, aber sie war weg. 20

Meine Freunde hatten aufgehört, alberne Witze zu machen. Mit offenen Augen und Mündern standen sie da. Ich lächelte still. Dann ging auch ich auf die Wiese hinaus. 25

‘Warum erzählst du nicht weiter, Papa?’ fragte mein Sohn. ‘Es ist eine schöne Geschichte! Erzähl bitte weiter, Papa!’

Ich schwieg eine Weile und lächelte. ‘Schlaf jetzt, kleiner Mann. Irgendwann wirst du das Ende der Geschichte erfahren. Morgen ist das Fest des Frühlings. Beltane.’ Ich deckte ihn zu und gab ihm einen Kuss auf die Stirn. 30

Seine Mutter öffnete leise die Tür und blinzelte ins Zimmer. Sie sah mir in die Augen. Ich nickte kurz, dachte daran, wie schön ihre Augen noch immer waren. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich hinaus.

Vollmondnacht vor Beltane, ihr Lächeln und der Blick ihrer Augen. 35

40

45

rdt verlag

67

1

Dass sie ihn verstanden hatte.

(3. Juli 1996)

5

10 „Der Strand ist Anfang und Ende des Meeres. Und wenn wir unseren Blickwinkel
ändern könnten, würden wir sehen, dass das Meer in *einen* Strand eingebettet ist.
Dass jeder einzelne Strand nur ein Teil jenes grossen, das Meer untermauernden
Strandes ist, dass nur der Mensch meint, das Land höre auf, obwohl nur eine grosse
15 Pfütze den Teil bedeckt, der der grosse, unsichtbare Teil ist, der das ganze Meer
auf seinen Schultern trägt.

So ist es auch mit uns beiden. Zwischen uns liegen Missverständnisse,
ausgesprochen und verschwiegen. Darunter aber liegt die Liebe, die uns zu *einem*
grossen Strand werden lässt, der das Meer der Liebe fasst und hält.“

20 Sie blickte ihn einen Moment lang verwirrt an, denn solch lange und ausführliche
Reden war sie von ihm nicht gewohnt, oder glaubte, sie passten nicht recht zu
ihm. Doch dann spürte sie, wie die Worte sie berührten, und dass er zwar oft nur
wenig sagte, aber in der langen Zeit ihrer Beziehung schon einige Male so geredet
hatte. Und sie liebte ihn dafür, es *jetzt* getan zu haben. Mit einem Kuss auf seine
25 Lippen zeigte sie (denn er war wohlgesetzt und gar nicht flüchtig), dass sie ihn
verstanden hatte.

30

35

40

45

Der Initialimpuls 1

(16. April 1996) 5

Leonhard stand auf und ging zur Arbeit. Im Bus las er die Tageszeitung. 'Jugendlicher (17) stürzt sich mit einem Lächeln in den Tod!' 10

Leonhard schüttelte den Kopf und las auf der Sportseite den Bericht über die Olympiade. Als der Bus vor dem Bankgebäude anhielt, in dem er arbeitete, verliess Leonhard den Bus und wollte über die Strasse gehen. Auf der Gegenfahrbahn blieb er stehen, sah einen Lastwagen auf ihn zukommen und wusste einen Moment lang nicht, ob er zurück auf die eine, oder vorwärts auf die andere Seite der Strasse gehen sollte. Der Lastwagen kam näher, und erst im letzten Moment entschied sich Leonhard, nach vorne zu gehen. Als er auf dem Gehsteig stand, dachte er, wie leicht es doch wäre, Selbstmord zu begehen. 15

Der Morgen schien an diesem Tag nur sehr langsam vorbeizugehen. Viel Arbeit stapelte sich auf Leonhards Schreibtisch, das meiste blieb unerledigt. Wieder und wieder dachte Leonhard über den Moment nach, als er auf der Strasse stand. 20

Zwölf Uhr. Mittagspause. Mittagessen mit dem Chef. Gespräche über eventuelle Beförderung ins Kader der Firma. Leonhard war leicht abwesend, verspielte sich wohl die Chance auf eine Avancierung. 25

Der Nachmittag. Die Sonne erschien auf der Bildfläche, machte Leonhard müde, viele Telefonanrufe lenkten ihn von der eigentlichen Arbeit ab.

Auf dem Nachhauseweg das gleiche Spiel wie am Morgen. Stehenbleiben auf der Strasse, einen Moment lang Unsicherheit, weitergehen.

Verwirrtes Abendessen mit der Frau, früh zu Bett. 30

Gegen Morgen schlichen sich seltsame Träume in Leonhards Unterbewusstsein. Einer davon war besonders farbig und symbolträchtig.

Leonhard stand auf einer Brücke und blickte in die endlos erscheinende Tiefe. Er sah den Strom, wie er unter ihm vorbeirauschte, spürte den Tod wie einen sanften Hauch immer wieder an seiner Wange vorbeisäuseln. Er stellte sich aufs Geländer und wünschte sich, er liesse sich fallen. Der Wunsch nach dem Tod wurde immer stärker, bis er unerträglich wurde. Das Rauschen des Blutes klang in seinen Ohren wie ein Orkan, wurde stärker und lauter, intensiver und störend, so dass Leonhard sich schliesslich fallenliess, und erwachte. 35

Ein Lächeln auf dem Gesicht stand Leonhard auf, machte sich frisch und verliess die Wohnung, nicht ohne seiner Frau einen langen Kuss zu geben. 40

Der Bus führte ihn heute an den Rand der Stadt. Wo der Strom das Menschengebilde umfloss.

Leonhard ging auf die Brücke, sah in die Tiefe hinunter und setzte sich auf den Boden. Er zündete sich eine Zigarette an. 45

rdt verlag

69

1 Ein Jugendlicher setzte sich zu ihm. Sie sprachen über seinen bevorstehenden
Selbstmord. Der Junge versuchte es ihm auszureden, aber Leonhard lächelte nur
und sagte: "Der Tod ist das beste, was mir je im Leben geschehen wird."

5 Er stand auf und stellte sich aufs Geländer. Er sah den Strom, wie er unter ihm
vorbeirauschte, spürte den Tod wie einen sanften Hauch immer wieder an seiner
Wange vorbeisäuseln. Er wünschte sich, er liesse sich fallen. Der Wunsch nach
dem Tod wurde immer stärker, bis er unerträglich wurde. Das Rauschen des Blutes
10 klang in seinen Ohren wie ein Orkan, wurde stärker und lauter, intensiver und
störend, so dass Leonhard sich schliesslich fallenliess.

Der Junge schrie auf. Fasste sich. Ging kopfschüttelnd seines Weges in die Stadt.

15

20

25

30

35

40

45

70

rdt verlag

Die Geschichte™ des Marc Treyd™

1

(26. Mai 1996)

5

Alles fing damit an, dass Marc Treyd eines Morgens von seinem GutenMorgen-Wecker™ aus dem Schlaf des Gerechten™ geweckt wurde. Halb sieben Uhr, Zeit für ein Frühstück in der neuen Hausmann™-Küche. Marc war kein Hausmann, aber die Werbung für deren Küchen hatte es ihm angetan. Marc Trey war auch ein Stolzer Besitzer™ der Espresso-Maschine Fix und Fertig™, deren Werbung so lautete: „Werden auch Sie Stolzer Besitzer™ der neuen Fix und Fertig™ Espresso-Maschine (pat. pend.). Fix und Fertig™ für Guten Kaffee™. Guten Kaffee™ gibt es übrigens in allen Fix und Fertig™ Shops, Restaurants der Kette LaCafeteria™ und in den TankStellen™.

10

An diesem Morgen, als der Gute Kaffee™ aus seiner Fix und Fertig™ Espresso-Maschine in seinen BigMug™ plätscherte, las er in der MorgenZeitung™, dass TankStellen™ Schlaf des Gerechten™ aufgekauft hatte und beabsichtigte, das neue Produkt gratis an alle eingetragenen AutoFahrer™ abzugeben, die an TankStellen™ Gutes Benzin™ kauften. Damit waren aber Die Behörden™ nicht einverstanden, weil sie befürchteten, dass der Schlaf des Gerechten™ das Autofahren der AutoFahrer™ beeinträchtigen könnte. TankStellen™-Besitzer Frankie hielt dagegen, dass sowieso schon viele AutoFahrer™ den Schlaf des Gerechten™ schliefen und die AutoFahrer™ ja den Schlaf des Gerechten™ auch nach dem Autofahren einnehmen könnten. Die Behörden™ sagten, dass die ganze Sache noch ein NachSpiel™ haben würde, vorausgesetzt, das Gericht™ hätte Interesse daran. Ein Rechtssprecher des Gerichts™ sagte, dass das durchaus „Der Fall™“ sein könne. Die MorgenZeitung™ würde Die Geschichte™ weiterverfolgen, hiess es am Ende Des Berichtes™.

20

25

30

Marc Treyd beschloss, an diesem Tag einmal auszuspannen. Er nahm sich also Frei, seine Sekretärin und fuhr mit ihr ins Grüne™, eine FreiZeit™-Anlage der Firma EntertainingEnterprises™. Monica Frei allerdings wurde gegen Nachmittag schlecht von einem dort gekauften EssWaren™-Produkt, woraufhin die beiden zum Gericht™ fuhren und EssWaren™ anklagten. Das Gericht™ sagte, dass sie es lieber sähen, wenn Marc Treyd und Monica Frei EntertainingEnterprises™ anklagten, weil sich Der Fall™ besser verkaufen liesse. Die beiden Kläger™ erklärten sich damit einverstanden unter der Voraussetzung, dass sie die Rechte™ bekamen und einiges an Geld™.

35

40

So waren Marc Treyd und Monica Frei am Abend nicht nur reich, sondern auch im FernsehSender™ und in der AbendZeitung™, ausserdem wurden sie am nächsten Tag von der Queen™ an den Hof™ vorgeladen, wo sie geadelt wurden.

Marc Treyd™ und Monica Frei™ heirateten schliesslich und wurden ein Glückliches Paar™.

45

*rdt*verlag

71

Die glückliche Familie Mustar

(9. April 1996)

1
5
10 Die Grossmutter lebte seit vielen Jahren bei der Familie ihrer Tochter, die jetzt Laetizia Mustar hiess. Seit dem Tod ihres Mannes wollte sie nicht mehr allein sein. Sie wollte Laetizias Kindern Geschichten aus der alten Zeit erzählen, als der computertechnische Aufschwung begann. Sie kannte viele Geschichten aus dem letzten Jahrtausend. Wie man lebte, wie man sich anzog, was man den ganzen Tag so tat.

15 Doch seit ein paar Monaten war Grossmutter beinahe gehörlos, kränklich auch sonst, und sie erinnerte sich nicht mehr so gut. Felix Mustar, Laetizias Mann, sagte, dass Grossmutter langsam aber sicher in ein Altersheim gehöre. Laetizia war gar nicht mit der Idee einverstanden, auch weil die Kinder doch sehr von den alten Geschichten der Grossmutter profitierten. Doch Felix hatte eine Idee. Seit einiger Zeit konnte man bei einem Künstler, der in der Stadt wohnte, lebensechte Roboter anfertigen lassen, die die Erinnerung eines Menschen speicherten und genauso handelten, wie man sie programmierte. So konnte man Grossmutter ins Altersheim schicken, und den Kindern doch die Grossmutter im Hause erhalten.

20
25 Laetizia war von dem Plan begeistert. Doch einen Zweifel hatte sie noch: „Was wohl so eine Puppe kosten mag?“

Felix konnte sie beruhigen. Sie konnten es sich nicht nur leisten, man musste auch bedenken, was für einen Wert der Roboter haben würde.

30 Und so geschah es. Grossmutter wurde ersetzt, die neue Grossmutter, die ein wenig vitaler als die echte war, weder senil noch schwerhörig, wurde ins Haus gebracht und erzählte fortan den Kindern die Geschichten aus alter Zeit.

35 Die Kinder wuchsen in dem Glauben auf, dass Grossmutter durch das Erzählen der Geschichten am Leben erhalten wurde. Dass sie geistig jung bliebe durch das tägliche Auffrischen ihrer Erinnerungen.

40 Jahre vergingen, die Eltern von Laudenz und Prudenzia gewöhnten sich an die neue Grossmutter. Sie war viel pflegeleichter, benötigte weder Pflege noch Gesellschaft, kümmerte sich nur in einer lebenswürdigen Art und Weise um die heranwachsenden Kinder.

45 Als Laudenz dreizehn und Prudenzia gerade zehn Jahre alt waren, wurde Felix arbeitslos. Er erzählte seiner Familie natürlich nichts von seinem Unglück, denn er wollte sie nicht damit belasten. Anfangs lebte die Familie von seinem Erspar-ten, doch ewig reichte das nicht. Nicht einmal ein Jahr.

Danach - als vierzigjähriger Mann fand er natürlich keine Arbeit mehr - fing

Felix an, Betrügereien zu begehen. Als kleiner Junge hatte er gelernt, Computer zu knacken, und so hing er sich in der Stadt ins Netz und füllte sein Bankkonto mit den Geldern anderer Menschen. Von jedem nur ein wenig, so dass es fast nicht auffiel.

Das Programm, das er schrieb, um automatisch von immer wieder verschiedenen Bankkonten Geld zu überweisen, erwischte eines Tages auch das von Laetizia, und die bemerkte es. Sie forschte ein wenig nach, und fand heraus, was ihr Mann getan hatte.

Nun konnte sie aber doch nicht mit einem Verbrecher zusammenleben und einfach den Mund halten, als wäre nichts geschehen!

Sie entschied, Felix anzuzeigen und einen Roboter an seine Stelle zu setzen. Angeblich sollten die künstlichen Menschen auch im Bett die Wünsche der echten Menschen voll auf erfüllen.

So geschah es.

Felix Mustar wurde wegen der Betrügereien zum Tode verurteilt, was aufgrund seines doch schon hohen Alters von zweiundvierzig Jahren ein nicht allzu schweres Urteil war. Arbeit hätte er sowieso nicht mehr gefunden, für die Familie sorgte der neue Vater. Denn er hatte alle Möglichkeiten, einen guten Job zu finden.

Er sattelte um auf die Schreiberei. Er schrieb die Geschichten, die Grossmutter erzählte, nieder und verkaufte sie als Kinderbücher. Die Geschichten waren sehr erfolgreich.

Als Laudenz und Prudenzia erwachsen wurden, erzählte Laetizia ihnen, was zuerst die beiden Eltern mit Grossmutter, und dann sie mit Felix gemacht hatten. Sie erklärte ihnen in aller Offenheit, was die Gründe dafür gewesen seien, und gab ihnen Zeit, sich an den Gedanken zu gewöhnen.

Doch die Kinder wollten die Mutter anzeigen, irgendein Gesetz dafür musste es doch geben.

Laetizia erfreute nicht, dass ihre Kinder so aufsässig waren. So wurden sie schliesslich in ein Ausbildungs- und Umformungszentrum geschickt, wo sie ganz andere Menschen wurden.

Laetizia kaufte sich von ihrem Ersparnen zwei neue. Laudenz und Prudenzia waren also weiter im Haus, blieben ewig sechzehn und dreizehn Jahre alt, hörten Grossmutter zu, wie sie erzählte, und Felix schrieb die Geschichten auf, die Grossmutter erzählte.

Laetizia fing an, Kleider für ihre glückliche Familie zu stricken und las viele gute Bücher von Konsalik.

1

Ein neuer Tag

(18. Februar 1996)

5

10 *Der letzte Abend dieser Welt, in der wir leben, steht bevor. Sylvester 1999. Manche freuen sich darauf, manche bedauern, dass im vergangenen Jahrhundert kein Werk vollendet wurde, andere fürchten sich vor dem, was kommen mag.*

Wer kümmert sich nun um die Zukunft? Wer nimmt das geistige Steuer der Menschheit in die Hand?

15 *Wer sorgt dafür, dass alles besser wird?*

Drei Menschen sassen still im Raum und weinten um die Zukunft. Sie trauerten um diese Welt, die sterben muss, um Neues zu gebären. Die Menschheit war schon lange dem Tod geweiht. Was sie der Schöpfung des Herrn alles angetan hatte, war genug. Nun musste die Welt untergehen. Es gab keine Alternative für die drei Menschen.

Einer sagte: „Werden wir bedauern, was wir getan haben? Ich meine - in dem Moment, in dem alles verschwindet.“

25 Einer zuckte mit den Schultern. „Ich bedauere nichts. Es muss alles so kommen, wie es kommen wird. Ich habe abgeschlossen. Mit mir, der Welt, meinem Leben...“

Der Dritte sagte: „Wir wissen, wie es kommen muss. Bereiten wir uns darauf vor!“

Sie zogen sich auf ihre Zimmer zurück und warteten auf den Moment. Giftampullen lagen auf den Tischen in ihren Zimmern bereit. Die Spritzen lagen daneben.

30 Schütteln. Nadel einstecken. Aufziehen. Warten.

Drei Schwätzer lamentierten, diskutierten und besprachen heftig, was für Glück die neue Welt für sie bereithalten würde. Sektflaschen standen bereit und der Fernseher war an.

35 Einer sagte: „Alles wird gut. Ich werde durch die Welt ziehen und mich an ihr vergnügen. Sie wird mir alles bieten, wonach ich verlange!“

Einer sprach: „Nichts wird mich mehr aufhalten können. Alle Wege werden mir offen stehen, und ich werde jeden einzelnen von ihnen gehen!“

40 Der Dritte rief: „Und was für ein Leben ich führen werde! Ein Schlaraffenland von einer Welt wird die unsere sein, die die beste aller möglichen Welten ist!“

Warten auf den Tag. Sektflaschen in Stellung bringen. Warten.

Drei Spieler sassen um den runden Tisch und spielten um die neue Welt.

Der eine hatte ein gutes Blatt. Er setzte all sein Geld.

45 Einer legte nieder, gab auf, verlor.

74

rdt verlag

Der Dritte bluffte, spielte hoch, doch wer gewinnen würde, wusste Gott, sofern es
ihn noch gab. 1

Ein Träumer lag auf seinem Bett und starrte an die Decke. Er träumte von der
schönen, neuen Welt. Die alles übertreffen würde. Die Romantik zurück in jedes
Menschen Geist tragen würde. Die ihn zum Sänger machen würde, zum Dichter
dieser wunderbaren Welt. 5

Geschichten stiegen in ihm auf. Gesänge von unwahrer Schönheit. Und schliesslich
schief er ein. Entrückt in seine Träume. 10

*Der neue Morgen kommt und bringt sein Grauen. Vor Kälte zitternd - unbequem -
ernüchtert und enttäuscht. Nichts anders, als es gestern war. Ein neuer Tag. Ein Sams-
tag. Dem Tag fehlt jede Würde - wie dem Träumer, der da steht.* 15

20

25

30

35

40

45

rdt verlag

75

1

Frank

(2. April 1996)

5

10 Die Leute hatten immer gesagt, dass sie Frank nicht verstehen konnten. Er war irgendwie anders als alle Anderen. Vielen kam er seltsam vor, sie konnten nicht verstehen, was er sagte, oder wie er etwas ausdrückte.

Die Leute schüttelten ihre Köpfe und gingen weiter.

15 "Ich sehe den Baum da drüben, wie er sich entfaltet." sagte Frank einmal zu mir, als wir im Frühling durch den Park spazierten. Ich sagte: "Ja, er ist schön." Frank sagte: "Aha."

Ich hatte die Stirn gerunzelt und nicht weiter darüber nachgedacht.

"Du siehst den Brunnen, Rick. Wie siehst du ihn?" fragte er mich.

Ich überlegte, was ich ihm darauf antworten sollte, und schwieg.

20 "Ich zweifle daran, dass er wirklich da ist." sagte Frank.

"Wieso!" sagte ich. "Du siehst doch, dass er da ist!"

"Vielleicht muss ich mich daran festhalten."

25 Frank erklärte mir einmal, dass er selten von etwas überzeugt war. Er hatte Mühe damit, Dinge als gegeben zu betrachten. Als seine Mutter starb, und man es ihm sagte, sagte er ganz ruhig: "Nein."

30 Damals hielten es alle für eine innige Trauer über den Tod der Mutter, aber Frank sagte mir später, dass sie wirklich nicht tot sei. Jedenfalls war das, was er in seiner Mutter immer gesehen hatte, nicht tot. Nur ein Teil des Gesamtbildes, das auf der Welt durch das Leben der Mutter entstanden war, war verschwunden.

"Glaubst du an Gott, Frank?"

"An welchen?"

"Ich meine, bist du der Meinung, dass es einen Gott gibt!"

35 "Es gibt viele Götter. Auch du bist einer, Rick. Jedenfalls für das kleine Mädchen, dessen Leben du vor einer Woche gerettet hast. Vielleicht."

Ich schüttelte nur den Kopf.

40 Vor ein paar Monaten war Frank bei mir gewesen. Er hatte sehr offen mit mir gesprochen. Er hatte gesagt, dass er Mühe damit habe, an dem, was wir alle für die Realität halten, festzuhalten. Er sagte, dass er viel mehr wahrnehme, als die meisten Menschen. Und dass sich daraus viele Bilder - und nicht ein Bild - manifestierten.

Es schien ihn zu langweilen, sich mit einer Realität zu befassen. Es engte ihn ein, hielt ihn in Schranken, die er sich selbst auferlegte.

45

76

rdt verlag

Und am Schluss, als er ging, sagte er: "Ich muss mich von den Menschen befreien, damit ich die Welt so sehen kann, wie ich sie natürlicherweise sehe." 1

Seither hat niemand Frank gesehen. Man hat nichts von ihm gehört. Er wurde ein paar Monate lang gesucht. Dann gab man auf. 5

Ich verstehe Frank heute noch nicht, aber ich bin sicher, dass er noch lebt, dass er irgendwo ist, wo wir ihn nicht finden können. Vielleicht wurde er zu etwas, das unsere eingeschränkten Augen nicht wahrnehmen können. 10

Jetzt halte ich einen Brief in den Händen. Es steht kein Absender darauf, ich habe Strafporto bezahlen müssen, nur die Adresse ist vorhanden. Ich öffne den Umschlag und lese auf der Karte, die darin gelegen hat: "Es funktioniert. Ich sehe, wie ich sehe." 15

Es steht kein Name unter den zwei Sätzen. Aber ich weiss, dass es Frank war, der mir diesen Brief geschickt hat. Und ich bin beruhigt. 20

20

25

30

35

40

45

rdt verlag

77

1

Melena

(9. Juni 1996)

5

10 Ich glaubte nie daran, dass Tote wirklich zurückkehren konnten. Alle Gespenstergeschichten, die ich je gehört hatte, musste ich ins Reich der Phantasie zählen, auch wenn sie fast authentisch klangen.

Ich hatte sogar Leute ausgelacht, wenn sie mir erzählten, sie hätten Kontakt mit einem Verstorbenen gehabt. Ich glaubte immer, das sei nur eine Art
15 Wunschdenken der Hinterbliebenen, die nicht mit dem Tod des Verstorbenen umgehen konnten.

Doch dann lernte ich Melena kennen.

Es war in einer verregneten Sommernacht gewesen. Ich hatte meine Stelle verloren und irrte eine Weile durch die nassen Strassen, setzte mich schliesslich
20 auf den nassen Boden und liess meine Kleider sich mit Wasser aufsaugen. Es störte mich nicht.

Ich glaube, ich habe jene Minuten sogar genossen.

Dann kam Melena.

Sie kam durch die Gasse auf mich zu, nur mit einem leichten Sommerkleid
25 bekleidet, das natürlich ebenfalls durchnässt war, stand vor mich hin und lächelte mich an.

Dann setzte sie sich.

“Hallo!” sagte sie. “Ich bin Melena. Und heute bin ich wirklich fröhlich.”

Ich staunte. “Hallo. Mein Name ist Erik. Worüber freust du dich denn?”

30 Sie lachte. “Das sage ich dir nicht. Aber ich verspreche dir, dass ich dir davon erzählen werde, wenn es vorbei ist.”

Damit stand sie auf. Ich hielt sie zurück und fragte: “Wohin willst du denn jetzt?”

Sie riss sich los und sagte mit einem Augenzwinkern: “Ich muss sterben gehen.”

35 Ausserdem war mir kalt, meine Glieder waren steif, ich merkte, dass ich kaum noch aufstehen konnte.

Später ging ich kopfschüttelnd nach Hause.

40 In dieser Nacht träumte ich von Melena. Wie sie kam. Wie sie lachte. Wie sie ging, und starb. Wie ich schrie.

Ich wurde von den Sonnenstrahlen geweckt - ein schöner Nebeneffekt der Arbeitslosigkeit. Ich öffnete die Wohnungstür und nahm die Zeitung, die da lag, herein.

45 Da war es. Titelseite. *Junge Frau tot. Stürzte sich von Seelenbrücke. Nicht*

identifiziert. 1
 Ein Bild von ihr. Von Melena.
 Ich sass am Frühstückstisch - Brot, Marmelade, mittlerweile kalter Kaffee - und
 starrte das Bild in der Zeitung an. Melena. 5
 Ich machte mir noch einmal einen Kaffee, trank diesen so schnell wie nur möglich
 und ging, nachdem ich geduscht und mich angezogen hatte, in den Stadtpark.
 Dort verbrachte ich den grössten Teil dieses Tages mit Lesen und Nachdenken.
 Ohne jedoch weiterzukommen. Meine Gedanken kreisten um Melena. 10

Am Abend, als ich in meiner Wohnung war, klopfte sie an die Tür. Ich wusste,
 dass sie es war, schliesslich hatte sie es versprochen.
 "Hallo." sagte sie. "Ich bin hier. Mir ist schrecklich kalt."
 "Du hast dich auch nachts ins Wasser gestürzt." 15
 "Ja. Mir ist kalt."
 "Komm herein. Ich geb dir eine Decke."
 Sie trug noch immer das nasse Sommerkleid, in dem sie gestorben war.
 Sie trat in meine Wohnung, schaute sich um, lächelte fein und setzte sich auf den
 Feauteuil. Als ich ihr die Decke gab, bedankte sie sich dafür, schlüpfte zitternd aus
 dem Kleid und legte die Decke um sich. 20
 "Was willst du wissen, Erik?" fragte sie.
 "Ich weiss es doch schon." sagte ich.
 "Ja."
 "Du bist tot." sagte ich. 25
 "Ja."
 "Und?"
 Stirnrunzeln.
 "Ja, wie ist es denn so?"
 "Kalt ist mir." sagte sie. "Und ich muss bald wieder gehen. Denn eigentlich dürfte
 ich nicht hier sein." 30
 "Wer sagt das?" fragte ich schnell.
 Melena lächelte fein, ich fühlte mich ertappt.
 "Ich weiss einfach, dass ich nicht hier sein dürfte. Ich muss weitergehen. Es zieht
 mich fort." 35
 Langsam erhob sie sich und wandte sich zur Tür.
 Ich ging auf sie zu, bevor sie einfach verschwinden konnte, drehte sie zu mir um
 und gab ihr einen Kuss.
 Sie schloss die Augen und genoss es, während ich zuerst nur Kälte spürte.
 Doch dann konnte ich etwas wie *ihre* Gefühle spüren, und der Kuss wurde so
 schön - nein, viel schöner als jeder andere Kuss, den ich je bekommen oder gegeben
 hatte. 40
 Sie lächelte traurig. Dann ging sie.
 Mir blieb ihr nasses Kleid und fehlte eine Decke. 45

1 Ich überlegte mir, ob ich ihr folgen sollte. Das konnte ich nicht. Ich wollte sie vergessen, doch das konnte ich erst recht nicht. So beschloss ich, sie kennenzulernen.

5 Die Polizei fand heraus, dass sie Melena Foric hiess. Ich bekam Fotos vom Leichenschauhaus. Ging zu ihrer Beerdigung. (Lächelte dabei.)

Ich fand die Wohnung, in der sie gewohnt hatte. Sie schien keine Freunde oder Verwandte gehabt zu haben. Niemand kümmerte sich darum. Der Verwalter wusste anscheinend nicht einmal, dass sie gestorben war.

10 Ich nahm wieder eine Stelle an, bezahlte die Miete für ihre Wohnung und gab meine auf. Ich informierte mich. Wusste bald *alles* über sie, was ich herausfinden konnte.

Ich besuchte ihre Eltern in ihrem Heimatland.

15 Überbrachte die traurige Nachricht.

Konnte die Eltern jedoch trösten. Melena ging es sicher gut.

Die Eltern mochten mich, und ich hätte Melena wohl zur Frau bekommen, wenn sie noch gelebt hätte.

20 Viele hielten mein Verhalten später für verrückt.

Ich tat das nie. Sagte jeweils: "Verrückt wäre ich erst dann, wenn ich ihre Leiche ausbuddeln würde, um sie für immer bei mir zu haben."

Manche dachten wohl, ich hätte das auch getan.

25 Jahrelang versuchte ich, ihr Leben immer näher kennenzulernen. Melenas Eltern erzählten mir viel.

Eines Abends sass ich in Melenas Wohnung, die jetzt wohl meine war, las Tagebücher, die sie geschrieben hatte und dachte, dass ich Melena zwar liebte, dass das alles aber doch irgendwie keinen Sinn hatte.

30 Irgendwann würde ich vielleicht wirklich *alles* wissen. Und dann? Melena wäre noch immer nicht hier.

Doch da klopfte es an die Tür, und sie war es.

Und ihr Körper war warm, nicht tot wie zuvor.

Ich küsste sie und sie lachte.

35 "Melena." hauchte ich.

"Erik!" rief sie. "Ich muss dir erzählen, was alles passiert ist. Es ist so unglaublich..."

Ich schüttelte den Kopf, fuhr ihr mit der Hand durchs Haar und küsste sie wieder und wieder. Ich wollte jetzt keine Geschichte hören.

40 Wir verbrachten eine schöne Nacht.

Am Morgen wachte ich auf und griff sofort nach Melena, aus Angst, sie könnte schon wieder verschwunden sein. Doch da lag sie, schlief lächelnd. Ihr *warmer* Körper. War sie nicht tot?

45

Am Tag sagte sie mir alles. Dass sie hatte sterben müssen, um einen Freund zu
finden. Dass sie nie die Beachtung anderer Leute gefunden hätte. Irgendetwas hätte
sie dann zu sich geholt, um zu sehen, ob ihr Tod eine Bedeutung erlangen würde.

Und als ich mich für sie so sehr interessierte, durfte sie wieder auf die Erde zurück.
Lebendig wie eh und je.

Wir kontrollierten die Zeitungsberichte. Von ihrem Tod stand nichts darin. Sie
war nie gestorben, was allerdings keinen Unterschied machte, da niemand sie je
beachtet hatte.

Aber ich beachtete sie. Ich betrachtete sie.

Ich schloss Melena in meine Arme und küsste ihren warmen, roten Mund. Sah
in ihre dunklen Augen und versank darin.

Daran, dass ich anderen Menschen nicht glaubte, dass sie Kontakt mit Toten
hatten, änderte das eigentlich nichts, seltsamerweise. Naiv, wie ich war, glaubte
ich an einen wundersamen Einzelfall, den Melena und ich erlebt hatten.

1

5

10

15

20

25

30

35

40

45

1

Missverständnis

(28. Mai 1996)

5

10 Die Welt flackert.

Ich sehe New York sterben im Fernsehen und glaube es dem Sprecher und vor allem den Bildern, die mir hunderte von Menschen zeigen, die von Gebäuden begraben werden - am schlimmsten dran sind die Autofahrer, die nicht *ganz* zerquetscht werden - und sterben und Feuer, das überall brennt.

15 Ich halte meine Freundin fest, die einen Liebesroman liest. ...

20

25

30

35

40

45

82

rdt verlag

Nathan 1
(4. Juni 1996) 5

Als kleiner Junge hatte Nathan Angst vor starken Winden. Er las jedes Buch über Orkane, Blizzards und andere Stürme, die er in die Hände bekam mit grossem Interesse. Fernsehsendungen über das Entstehen und die Bewegungen der Winde konnten ihn wie nichts Anderes vor den Bildschirm bannen. 10

Immer wenn draussen ein Unwetter wütete, verkroch sich der kleine Nathan in sein Bett, deckte sich zu und versuchte sich mit Spielen abzulenken. 15

Später war die Angst vor den Winden der Welt ein Problem für ihn. Als Kind war er interessant, da er so viel über die Winde wusste. In der Pubertät wurde er wegen seiner Angst davor ausgelacht.

Er sagte Dinge, die die anderen Jugendlichen in seinem Umfeld nicht verstehen konnten. "Die Wiege der Winde liegt in Tibet." war ein Satz, den man ihn oft rezitieren hörte. Er hatte das wohl irgendwo einmal gelesen oder gehört. 20

"Der Sturm kommt, um dich zu holen!" war ein anderer Satz, den er bei Unwettern oft von sich gab, wenn dann jemand aus dem Haus ging.

Sein Vater wurde übrigens von einem umfallenden Baumstamm erschlagen. Während eines Unwetters. Nathan hatte ihn gewarnt, doch sein Vater hatte nur mild gelächelt und war gegangen. Damals war Nathan siebzehn Jahre alt. 25

Seine Mutter war da schon lange fort. Sie hatte die Familie verlassen, als Nathan acht Jahre gewesen war. Während eines Gewitters. Nathan sah sie in seinem ganzen Leben kein einziges Mal mehr.

Einige Liebschaften hatte Nathan, nie aber eine längere Beziehung. Er sagte, er könne keinen Menschen wirklich liebhaben, weil er in ständiger Angst leben müsste, ihn oder sie an die Winde der Welt zu verlieren. 30

Heute morgen wurde der mittlerweile zweiunddreissigjährige Nathan tot vor seinem Ferienhaus in den Schweizer Alpen aufgefunden.

Auf seinem Gesicht konnte trotz der Brandverletzungen, die er wohl von einem Blitz erhalten hat, ein Lächeln ausgemacht werden. So jedenfalls zeigte er sich mir. 35

Ich sah Nathan tot vor mir liegen. Glückliche. Seine Vergangenheit kennend denke ich, er hat einen Weg gefunden, die Angst vor den Winden zu überwinden.

In seinem Tagebuch vermerkte er etwas, was meine Vermutung bestätigte. Nie zuvor hatte ich in seinem Tagebuch gelesen. Es war ein seltsames Erlebnis. 40

Ich höre wieder die Stimmen, die mit den Winden kommen. Ich zweifle, ob mein Entschluss, den lockenden Stimmen zu widerstehen, an dem ich mein Leben lang festgehalten habe, richtig ist. Vielleicht sind ihre Versprechen wahr. Es könnte sein.

Ich will heute abend endgültig entscheiden, ob ich je zu den Winden gehen werde. 45

1 Ich weiss nicht, ob ich Nathans ganzes Tagebuch lesen soll. Vielleicht beginne
ich dann auch Stimmen zu hören. Trotzdem interessiert mich Nathans Tod.

5 Es ist nicht so, als hätte ich kein Mitgefühl, auch wenn es vielleicht so klingt. Ich
bin mir nur nicht sicher, ob man diesen Tod mit dem Tod anderer Menschen
vergleichen kann!

Es kommt mir ein bisschen so vor wie in einer Kurzgeschichte von Ray Bradbury,
die ich einmal gelesen habe. Ihr Titel ist mir gerade entfallen.

10 Vielleicht durchströmt Nathans Geist jetzt gerade die Welt innerhalb eines
Orkans... Vielleicht sieht Nathan eines Tages die Wiege der Winde der Welt in
Tibet!

15 Das Tagebuch liegt auf meinem Nachttisch. Niemand wollte es. Ich habe die ganze
Nacht Zeit, es zu lesen. Ich lese sowieso gerne, während der Regen leise an meine
Fensterscheiben klopft, als wäre er ein Besucher, der gerne eingelassen würde...

(Nein, das war ein Scherz! Es ist sonnig, das heisst, die Sonne geht gerade unter,
nur im Nordosten sehe ich ein paar dunkle Wolken.)

Ich werde den Computer, in den ich diese Zeilen schreibe, nun ausschalten, um
unter die Decke zu kriechen und Nathans Tagebuch zu lesen.

20 Gute Nacht.

25

30

35

40

45

Zeitweichen 1

(20. Mai 1996) 5

Alec hatte eine Gabe. Er entdeckte sie im Alter von 25 Jahren, während einer Stresssituation, wie die Psychologen es umschrieben. Alec war dabei, sich für einen Job vorzustellen, und der Personalchef stellte ihm die letzte, entscheidende Frage: "Was denken Sie, bekommen Sie den Job, oder nicht?" 10

Alec gingen zuerst die seltsamsten Antworten durch den Kopf, dann wurde ihm bewusst, dass es nur zwei Antworten gab, zwischen denen er wählen konnte. Ja oder nein. Und ohne es sich im ersten Moment bewusst zu sein, tat er beides gleichzeitig. Er spürte, wie sich sein Wesen teilte und beide Möglichkeiten ausprobierte. Der Teil, der die Frage bejahte, bekam vom Personalchef den Satz "Tut mir leid!" zu hören. Der andere Teil den Satz 'Doch, doch. Keine Sorge.' In diesem Moment wurden die beiden Teile seines Wesens wieder vereint und Alec hatte den Job. 20

Allerdings war Alec in jenem Moment so verwirrt, dass er dem Personalchef sagte, er fühle sich nicht wohl, er müsse das Ganze noch einmal überdenken. Einen Tag später nahm ein anderer Bewerber die Stelle an.

Aber Alec hatte nun andere Sorgen als die Suche nach Arbeit. Er hatte etwas entdeckt, eine Gabe, eine Möglichkeit, die ihm offenstand. 25

Später diskutierte er mit verschiedenen Psychologen diesen Vorfall. Alle wollten ihn davon heilen. Bis auf einen. Dr. Roy D. Tona interessierte sich sehr für das Phänomen. Er erklärte Alec die Theorie der Zeitweichen, die darauf basierte, dass bei jeder Entscheidung ein neues Universum entstand. So gesehen teilte sich jedes Wesen, das sich entschied, laufend. Anscheinend hatte Alec es geschafft, den Moment der Entscheidung zu dehnen. Er konnte *auswählen*, welche Realität er bevorzugte. 30

Roy D. Tona sagte weiter: "Das ändert natürlich nichts daran, dass beide Universen existieren! Aber es gibt Ihnen die Möglichkeit, jenes auszuwählen, das Ihnen besser gefällt. Auch im anderen Universum wird es einen Alec geben, aber für ihr Bewusstsein sind das nicht *Sie*! Das klingt jetzt ein wenig kompliziert, aber einfach und egoistisch ausgedrückt heisst es, dass sie vor einer Entscheidung beide Möglichkeiten bis in die letzte Konsequenz ausprobieren können." 35 40

Dr. Roy D. Tona schlug ein paar Experimente vor, und Alec willigte ein.

Das Resultat der Experimente war, dass Alec tatsächlich bei Entscheidungen, die zwei Varianten zuließen, solange beide Wege verfolgen konnte, bis die nächste Entscheidung mit zwei Varianten folgte. Das konnte unter Umständen sehr lange 45

1 dauern, denn nur wenn sich Alec der Entscheidung - der Zeitweiche - bewusst
war, musste er sich entscheiden. Wenn es drei Möglichkeiten gab, konnte Alec
nur zwei Wege verarbeiten. Woran das lag, fand Dr. Tona nicht heraus.

5 Schliesslich entliess Dr. Roy D. Tona Alec aus den Versuchsreihen, als er
genügend Material für ein, zwei Bücher gesammelt hatte. Ein wenig
psychologisches Umschreiben hier, ein wenig Beispiele da, und es würden dicke
Bestseller werden. Natürlich würde er sich in den beiden Büchern gehörig
10 widersprechen, damit auch noch ein drittes, ultimates Buch erscheinen konnte.

Alec war das egal, er startete mit seiner neuen Fähigkeit in die Welt hinaus. Sein
Name wurde in den Büchern von Roy D. Tona nicht genannt, darauf hatte der
Zeitweichler bestanden, damit er aus seiner Gabe auch gehörig Profit machen
konnte. Später würde er es der Welt dann vielleicht offenbaren. Damit er einmal
15 in allen Medien der Welt war, berühmt wurde und viel Geld für viele Interviews
bekam.

Ausserdem standen ihm nun alle Wege in seiner beruflichen Laufbahn frei. Kein
Vorstellungsgespräch voller Angst mehr. Alle Türen standen ihm jetzt offen!

Er öffnete die Tür, die aus dem Haus, in dem Dr. Roy D. Tona residierte, auf die
20 Strasse führte, trat hinaus und blickte in den Himmel. Dann bemerkte er, dass er
mitten auf der Strasse stand. Von beiden Seiten kamen Autos auf ihn zu. Sein
Wesen teilte sich, ein Alec ging nach rechts, der andere nach links. Beide wurden
überfahren. Die *dritte* Möglichkeit - stehenzubleiben, bis der Weg frei war, wäre
wohl die richtige gewesen.

25 So hatte Alecs Gabe eine gute Seite gehabt. Dr. Roy D. Tona wurde reich an den
drei Büchern, die er schrieb. Wenn auch kein echter Psychologe die Möglichkeit
einer solchen Gabe wirklich in Betracht zog, so interessierten sich doch eine Menge
Leute in aller Welt dafür. Alle wollten sie die Gabe des beschenkten, des
30 unerreichten, des mächtig toten Alec haben.

35

40

45

Nachwort

1

(4. April 1997)

5

Na, also.

10

Die Geschichten sind geschrieben und auf über hundert Seiten verteilt in diesem Büchlein aufgenommen worden. Nun sitze ich vor dem Computer und freue mich darauf, es für den Druck vorzubereiten.

Seit ich das erste Mal den Nachfolger zu 'Abendstreifen' veröffentlichen wollte, sind beinahe eineinhalb Jahre vergangen. In dieser Zeit habe ich die Geschichten viele Male umgestellt, manche umgeschrieben, einige gelöscht und dafür andere, neuere eingesetzt. Das Buch, das jetzt als Datei vor mir auf dem Bildschirm flimmert ist längst nicht mehr dasjenige, das es einst hätte sein sollen. Das Buch ist umfangreicher geworden, sowohl was die Anzahl der Geschichten, als auch die Zeitspanne, in der die Geschichten geschrieben wurden, betrifft.

15

20

Es ist wieder Frühling geworden in Winterthur. Man hat auf Sommerzeit umgestellt. Und auch ich freue mich, wenn ich um sieben Uhr von der Arbeit heimkomme, dass die Sonne noch kräftig Wärme spendet. Ich schreibe wenig zur Zeit. Die Geschichten, die in meinem Kopf kreisen, drehen sich um ein Thema, das ich als Roman angehen müsste. Keine Kurzgeschichte bietet genügend Platz für all die Szenen, die sich an jenem Ort abspielen könnten.

25

Die Zeit wird zeigen, ob mein nächstes Buch tatsächlich 'Wirrspiel' heisst und ein paar neue Kurzgeschichten in sich trägt.

Ob ich mit dieser Ankündigung ein Versprechen eingehe?

Wohl kaum.

30

35

40

45

rdt verlag

87

1 Hilfsmittel

5 Für einen Schriftsteller gibt es heutzutage verschiedene Hilfsmittel, mit denen er Geschichten schreiben und verarbeiten kann. Mir dienen hierbei vor allem Computer sehr.

10 Ich benützte für das Schreiben der Geschichten Macintosh PowerBooks (zuerst ein 150er, dann ein 180c, 520c, 190 und am Schluss ein 5300ce). Für das Layout und die graphische Gestaltung des Büchleins stand mir mein PowerMac 8200 zur Verfügung.

15 Viele kreative Köpfe dieser Welt - darunter Schriftsteller, Graphiker, Designer, Maler, Musiker, Komponisten - benützen einen Apple Macintosh Computer. Er mag nicht 'dem Standard' entsprechen, aber dafür ist er schöner und kann vieles, was der kreative Geist benötigt, besser und schneller.

20 So, nun haben wir genügend geworben für die Firma (www.apple.com), welche den schönsten Computer gebaut hat (www.twentieth-anniversary.apple.com), den es jemals gab. (www.story.ch) [hm, was macht denn die r.d.t.-site hier? ;-)]

25

30

35

40

45